# Unterhaltungsbuch

der kleinen

# Familie von Grünthal

oder

Erzählungen für die zartere Jugend.

---

Auch

als Lesebuch in den Lehrstunden

zu gebrauchen.

---

Von

Jakob Glatz.

---

Zweites Bändchen.

---

Reutlingen

bei Johann Jakob Mäcken, dem Jüngern.

1801.

# Vorrede.

Dieses Bändchen ist für etwas ältere Leser als das erste bestimmt; ob ihm noch ein drittes folgen werde, hängt ganz von der Aufnahme dieser Schrift von Seiten des Publikums ab, für welches sie geschrieben ist.

Vorkommende Druckfehler bitte ich durch die Entfernung zu entschuldigen, in der ich vom Druckorte lebe, und sie nicht auf meine Rechnung zu schreiben. Zu dieser Bitte finde ich mich um so mehr bewogen, da mir

eben eine Recension des ersten Bändchens dieser Schrift, in der Erlanger Litteratur-Zeitung zu Gesichte kommt, worin ein Paar grammatikalische Fehler angeführt werden, die nicht mir zur Last fallen können.

Schnepfenthal, d. 14. Febr. 1800.

Der Verfasser.

# Die Ueberraschung.

Frau Musarion saß am Fenster und strickte. Theodor, ihr kleiner Sohn, sprang zu ihr und schmiegte sich an sie; denn er hatte seine sanfte Mutter ungemein lieb.

Mutter, sprach Theodor, was ist das für ein Buch, das neben Dir liegt?

Ist vielleicht etwas für mich darin? —

O ja, mein Sohn! antwortete Frau Musarion; es steht gar vieles für dich in dem Buche; manche artige Fabel und Erzählung.

O so gieb mir das Buch, versetzte Theodor, damit ich darin lese.

Die Mutter. Das geht nicht an, mein lieber Sohn!

Theodor. Und warum geht es nicht an, liebe Mutter?

Die Mutter. Das Buch ist nicht mit deutschen; sondern mit lateinischen Buchstaben gedruckt; und lateinische Schrift kann mein Theodor noch nicht lesen.

Und wenn ichs doch könnte? sagte Theodor und schmunzelte.

Da würde mich mein Theodor sehr überraschen; erwiederte Frau Musarion.

Es kommt auf einen Versuch an; versetzte Theodor. Gib mir nur das Buch; ich wills probieren.

Frau Musarion gab Theodorn das Buch, und er las mit vieler Fertigkeit und Richtigkeit folgende Erzählungen mit lauter, deutlicher und reiner Stimme vor:

---

## I.

## Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb' ich mehr
Als alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht, wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes, süsses Püppchen, du!

Bruder.

Du kleines, goldnes Pferdchen, du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama.

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beyde.

Die guten Eltern! — O wir haben
Sie doch noch lieber als die Gaben,
Womit ſie uns ſo gern erfreun;
So lieb, wie ſie, kann nichts uns ſeyn.

## II.

## Das Mährlein von der Geis.

Es war mahl eine Geis,
Der war's zu wohl im Stall;
Da ging ſie hin aufs Eis,
That einen böſen Fall.
Und als die Geis gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und ſprach:

„Du albernes Geiſelein!
„Hätteſt wohl können vorſichtig ſeyn;
„Sieh', haſt gebrochen ein Bein!“

Ach, ach, ſprach drauf das Geiſelein,
Ach, allerliebſtes Mütterlein,
Hätt' ich gewuſst, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich ſo geſprungen hätt'!

Das merk ſich wohl die Jugend an:
Bald iſt ein kecker Streich gethan,
Und reut den Thäter hinter her;
Hätts' noch zu thun, thäts wohl nicht mehr!

## III.

## Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze.

Du allerliebſtes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daſs ich dich nur küſſe.

Die alte Maus.

Ich rathe dir's Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Siehe, dieſe Nüſſe
Sind alle dein, wenn ich dich einmahl küſſe,

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie ſie ſo freundlich ſpricht.
Ich geh —

Die alte Maus,

Kind gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieſes Zuckerbrot, und andre ſchöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmſt.

Die junge Maus.

Was ſoll ich machen?
O Mutter, laſs mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, ſag' ich, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird ſie mir denn thun? Welch ehrliches Geſicht!

Die Katze.

Komm, liebes Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Ach, Mutter, hilf! Ach, weh!
Sie würgt mich! Ach die Garſtige!

Die alte Maus.

Nun iſt's zu ſpät, da dich das Unglück ſchon betroffen.
Wer ſich nicht rathen läſst, hat Hülfe nicht zu hoffen.

---

## IV.

## Franz und Fritz.

Zwey Brüder wohnten — wo doch ſchon?
Mich deucht in Ammelharen;
Die hatten jeder einen Sohn
Faſt beyd' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten ſich,
Als ſie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, inniglich,
Und ſpielten ſchon zuſammen.

Fritz glühte froh, wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umſchlungen,
Und Franz vergaſs ſein Zuckerbrot,
Kam Fritzchen her geſprungen.

Die Väter ſahn es oft mit an,
Wenn ſie ſich ſo umſchlangen,
Und Freudenthränen floſſen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man ſah ſie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr, als ſie,
Denn Einer half dem Andern.

Einſt wollte Fritzchens Vater weit,
Wer weiſs wohin? verreiſen.
Fritz, ſprach der Vater, willſt du heut
Mit deinem Fränzchen ſpeiſen?

Ach ja, Papa! ſprach unſer Fritz,
Und kaum war der im Wagen:
So lief der Kleine wie der Blitz,
Es ſeinem Franz zu ſagen.

Franz, wie man denken kann, ſprach ja!
Ging mit nach Fritzens Hauſe.
Sie ſaſsen, wie die Prinzen, da
Bey ihrem kleinen Schmauſe.

Da ſah' nun Fritz die Kammerthür
(Sonſt zu) itzt offen ſtehen.
Ach, Fränzchen, ſprach er, willſt du hier
Papa's Gewehre ſehen?

Sie ſchlichen alſobald hinein;
Sieh', ſagte Fritz, die Vielen!
Das ſollten rechte Flinten ſeyn,
Wann wir Soldaten ſpielen.

Friſch, Fränzchen! Nimm die braune da!
Ich halt' es mit der rothen.
Ach, Fritzchen! — ſagte Franz, Papa
Hat's aber doch verboten!

Ey was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen?"
Franz nahm ſie hin, ſie gingen fort,
Und ſpielten ſtracks Soldaten.

Franz ſtand voll Trotz, wie ein Sergeant.
Denn Fritz war ſein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paff! da lag Franz im Blute.

Fritz warf ſich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu ſtillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach ich bin —
Sag' doch um Gottes Willen! —

Franz ſieht ihn an mit Todesquaal;
Als wollt' er ihm vergeben;
Drückt ihm die Hand, ſchnappt noch ein Mahl,
Zum letzten Mahl nach Leben!

Fritz ſchrie, als würd' ein Meſſer ihm
Tief in die Bruſt geſtochen.
Drauf ſtürzt er todt bey Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drey Tag hernach
Ins Thor, und hört die Sage;
Er hört sie, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb, gerührt vom Schlage.

---

Frau Musarion war angenehm überrascht, als sie sah, daß ihr kleiner Sohn auch die lateinische Schrift so fertig lesen könne. Sie drückte ihn an ihre Brust und gab ihm einen Kuß. Aber wo hat nur mein Theodor, sagte sie, die lateinischen Buchstaben kennen und die lateinische Schrift lesen gelernt?

Das will ich dir sagen, liebe Mutter! antwortete Theodor. Du weißt, ich habe Herrn Krug oft besucht, als er noch in unsrer Stadt wohnte. Der erzählte uns zuweilen artige Histörchen; zuweilen aber nahm er ein schönes Buch hervor, und ließ uns darin lesen. Einmal kam ich zu ihm und fand ihn mitten unter seinen Kindern. Sie lasen eine drollige Erzählung. Herr Herbst macht einen Spaß; so war die Erzählung überschrieben.

Was habt ihr für ein Buch? fragte ich.

Konrad Kiefers Lesebüchlein, antwortete sie; da nimm es hin und lies auch etwas.

Ich nahm das Buch; aber ich konnte nicht lesen; denn diese Erzählung war mit lateinischer Schrift gedruckt.

Herr Krug nahm mir das Buch aus den Händen, und gab es der kleinen Fränzi; die las weiter.

Hm! dacht' ich, Fränzchen kann schon mehr als du; aber wart! — Herr Krug, sagte ich, lehren Sie doch auch mich lateinische Schrift lesen.

Das that der gute Mann, und in einiger Zeit konnt' ich, was ich wünschte. Ich las bald darauf in Funke's Neuem Elementarbuch mehrere artige Histörchen, die mit lateinischen Buchstaben gedruckt waren, und freute mich darüber sehr.

Nun, das ist schön, sagte Frau Musarion. Aber kannst du wohl auch etwas mit lateinischen Buchstaben Geschriebenes lesen? Dein Vater hat gestern eine Erzählung aufgesetzt; die ist so geschrieben. Ich wollte sie dir heute vorlesen; aber nun liest du sie wohl selbst dir und deiner Mutter vor.

Ich wills versuchen, sagte Theodor und las ziemlich fertig folgende Erzählung:

---

## Der unvorsichtige Knabe.

Der kleine Wilhelm Spring war munter, artig und fleisig, aber er hatte den Fehler an sich, dass er bey seinen Reden und andern

Handlungen nicht vorſichtig genug war. Oft ermahnte ihn zwar der Vater, auf das, was er ſpräche und thäte, mehr Acht zu geben; aber der gute Vater erreichte nicht ſeine Abſicht; Wilhelm blieb unvorſichtig wie zuvor. Dadurch ſchadete er nicht nur ſich; ſondern auch andern; Niemand konnte viel Zutrauen zu ihm faſſen und war er in Geſellſchaft, ſo nahm man ſich vor ihm in Acht, wie die Indianer vor der Klapperſchlange, die in amerikaniſchen Wäldern zwiſchen Gebüſchen ſtill liegt, und die Vorübergehenden oft anfällt, beiſst und durch ihr Gift tödtet.

Von Wilhelm Springs Unvorſichtigkeit im Reden und Thun nur einige Beyſpiele:

Eines Tages beſuchte ſeinen Vater Herr Kling und klagte ihm, daſs ihm vor zwey Tagen ein goldener Ring, den er von ſeinem Vater geerbt und der ihm daher überaus lieb geweſen wäre, entwendet worden ſey. Ich kam von einem Leichenbegängniſs, ſagte er, zog meine Sonntagskleider aus und nahm den Ring von dem Finger. Ich legte ihn auf den Tiſch hin. Niemand war in der Stube als meines Nachbars kleiner Sohn, Stephan; der wollte etwas geborgt haben; ich holte die Sache, die er verlangte, aus der Kammer herbey und gab ſie ihm. Darüber vergaſs ich den Ring. In einer Stunde, da ich längſt alle meine Kleider an Ort und Stelle hingelegt

hatte, kommt mir der goldene Ring in den Sinn. Ich ſuchte ihn auf dem Tiſche; aber, weg war er; ich hab' ihn auch bis dieſe Stunde noch nicht wieder.

Wilhelm Spring, der mit Aufmerkſamkeit dieſer Erzählung zugehört hatte, ſchüttelte ſein Köpfchen und ſprach: Herr Kling, der Ring muſs ſich finden.

Weiſst du, wer ihn hat? das wäre ja erwünſcht! ſagte Herr Kling haſtig.

Gewiſs weiſs ichs nicht, verſetzte Wilhelm; aber ich glaube, Ihres Nachbars Sohn hat ihn genommen.

Wilhelm! Wilhelm! bedenke was du ſprichſt, ſagte ſein Vater; haſt du wohl hinlängliche Urſachen, Stephanen des Diebſtahls zu beſchuldigen? Sey vorſichtig in deinen Reden.

Ia wohl habe ich Urſache, ſo zu ſprechen, antwortete Wilhelm. Denn hören Sie mich nur an. Geſtern kommt Stephan in die Schule und zieht ſeinen beſten Kameraden, den kleinen Thoms Quirl, bey Seite und ziſchelt ihm was heimlich ins Ohr, gewiſs hat er ihm was vom Ringe geſagt.

Oho! wo denkſt du hin, mein Sohn! rief Wilhelms Vater. Daraus läſst ſich noch nichts ſchlieſsen. Wer weiſs, was Stephan ſeinem Kameraden ins Ohr geflüſtert hat? Er iſt als ein geſitteter, wackrer Knabe allgemein be-

kannt und beliebt; du bist in deinen Urtheilen sehr unvorsichtig und voreilig; das gefällt mir nicht.

Obgleich Wilhelms Vater den kleinen Stephan entschuldigte, so machte doch Wilhelms unvorsichtige Rede den Herrn Kling misstrauisch gegen Stephanen. Wer anders als er, kann mir den Ring gestohlen haben? dacht' er bey sich; und gewiss hat er seinem Kameraden davon etwas ins Ohr gezischelt. Voll von diesen argwöhnischen Gedanken verliess er Herrn Spring und ging gerade zu Stephans Vater. Diesem erzählte er, wie er um seinen goldenen Ring gekommen sey, was er von dem kleinen Wilhelm Spring gehört habe und wie er steif und fest glaube, Stephan müsse den Ring entwendet haben. Der Vater des letzteren erschrack sehr und sagte: das ist unmöglich, dass mein Sohn eine solche Schlechtigkeit begangen hat! das ist unmöglich! O Gott! ich wäre ein unglücklicher Vater. wenn das wahr wäre, was Sie von meinem Sohne sagen. Er liess sogleich den muntern Stephan vorkommen und fragte ihn zuerst, was er gestern in der Schule dem kleinen Thoms Quirl in die Ohren gezischelt habe?

Stephan wurde im Gesichte über und über roth; und wusste kein Wort zu antworten. Sein Vater erschrack und wurde zornig. Mit heftiger Stimme rief er, indem er ihn beym

Arm

Arm faſste: Bube! rede, oder ich verweiſs dich für immer aus meinen Augen. Geſteh' es nur, du haſt den Ring genommen?

Stephan erſchrack. Was für einen Ring? ſagte er ſtotternd.

Leugne nicht, rief der Vater; den goldnen Ring des Nachbars.

O mein Vater! mein Vater! ſagte Stephan und weinte bitterlich; Sie können ſo was ſchlechtes von mir denken! ſo wahr ich lebe und redlich bin, ich weiſs von keinem Ring.

Aber was haſt du deinem Kameraden ins Ohr gezifchelt? fragte der Vater in einem ruhigeren Tone; und warum geriethſt du in eine ſo groſse Verlegenheit, als ich dich darum befragte. —

Lieber Vater! erwiederte Stephan, ich will Ihnen Alles ſagen. Es iſt wahr, ich habe geſtern Thomſen was heimlich ins Ohr geſagt; aber nichts ſchlechtes. Lieber Vater! Sie werden morgen Ihren Geburtstag feyern und da haben wir uns, Thoms und ich, verabredet, Ihnen eine kleine Freude zu machen. Ich ſagte meinem Freunde heimlich ins Ohr, daſs ich ſchon mit der Zeichnung fertig ſey, die für Sie beſtimmt iſt.

O dem Himmel ſey's gedankt! rief entzückt der Vater, daſs ich dich, mein lieber Stephan, unſchuldig finde. Du haſt mir noch keine einzige Unwahrheit geſagt; darum glau-

be ich deinen Worten. Komm' an deines Vaters Bruſt, mein theurer Sohn, und nimm' hier dieſen Kuſs. (er umarmte und küſste ihn) Sey treu und redlich, bis an dein ſtilles Grab.

Herr Kling ging nun fort. Noch immer hatte er den wackern Stephan in Verdacht. Er theilte ſeiner Frau ſeine Gedanken mit und bald verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, daſs Stephan einen goldnen Ring geſtohlen habe.

Wer war dann Schuld?

Am meiſten — Wilhelm Spring. Seine unvorſichtige Rede hatte all' dieſs Unheil angerichtet.

Zum gröſsten Glück muſste bald darauf Herr Kling ſein Sonntagskleid anziehen. Von ungefähr griff er in eine Seitentaſche, und welch eine Freude! — er fand darin den verlornen goldnen Ring. Er ſelbſt hatte ihn eingeſteckt, dieſs aber vergeſſen.

Nun lief Herr Kling zu ſeinem Nachbar und bat ihn und den rechtſchaffenen Stephan herzlich um Vergebung; auch zu Herrn Spring ging er und erzählte ihm, daſs er den Ring gefunden habe. Beſchämt hörte dieſs Wilhelm und es gereuete ihn ſehr, daſs er durch ſeine unvorſichtige Rede einen Unſchuldigen in einen übeln Verdacht gebracht hatte. Er ging noch in dieſer Stunde zu Stephanen und bat ihn gerührt um Verzeihung.

Einmahl befand ſich Wilhelm bey einem guten Freunde; der ſeinen Geburtstag feierte. Die muntern Knaben hatten ein Paar Täſschen Chokolade getrunken und nun beſchloſſen ſie, in den Garten zu gehen und dort ſich durch ein Spiel zu beluſtigen.

Wilhelms Freund, Alexander, der ſein Geburtsfeſt beging, bat alle Knaben, ſie möchten im Garten nur ein wenig Acht geben, damit nichts zertreten würde; unter andern zeigte er ihnen ein kleines Johannisbrotbäumchen, das er nun ſchon drey Jahre mit der gröſsten Sorgfalt gepflegt und ziemlich groſs gezogen hatte. Er bat ſeine Freunde, ſie möchten doch vorzüglich auf dieſes Bäumchen Acht geben, um es nicht zu beſchädigen oder gar zu zertreten.

Nun ging das Spiel an. Es hatte kaum zehn Minuten gedauert: ſo war die ganze Freude verdorben. Wilhelm war wieder unvorſichtig. Er trat auf das ſchöne Johannisbrotbäumchen, und brach es ganz entzwey.

Alexander war untröſtlich; er weinte um ſein Bäumchen, welches ihm mehr Freude gemacht hatte, als alle ſeine übrigen Sachen und nun nahm das Spiel ein Ende. Alle warfen dem unvorſichtigen Wilhelm ſcheele Blicke zu und überhäuften ihn mit verdienten Vorwürfen. Doch, was geſchehen war, konnte dadurch nicht ungeſchehen gemacht werden.

So luſtig Alexander und ſeine Freunde vorher waren: ſo ſtill und unmuthig wurden er und ſie jetzt. Sie gingen bald auseinander. Und wer war der Freudenverderber? —

An einem ſchönen Herbſttage beſchloſſen mehr als zwanzig muntre Knaben, worunter ſich auch Wilhelm Spring befand, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen in Geſellſchaft ihres Lehrers in den nahen Wald auf die Jagd zu gehen. Wilhelm konnte nicht übel mit dem Bogen ſchieſsen; und er freute ſich gewaltig auf die Luſt, die es im Walde geben würde. Alle ſahen ſchon im Geiſte die Vögel und andere Thiere vor ſich, auf die ſie ihre Pfeile losſchieſsen würden und mit vielem Jubel nahmen ſie den Ruf des Lehrers auf: Marſch! es geht in den Wald.

Jedem Jäger konnte man die Freude recht deutlich im Geſichte leſen; beſonders aber dem Wilhelm Spring; der war vor Freude auſſer ſich. Aber ſie dauerte nicht lange. Man war erſt ein Paar hundert Schritte weit gegangen: ſo fing Wilhelm ſchon an zu ſchieſsen, und zwar ſo unvorſichtig, daſs der abgeſchoſſene Pfeil beynahe einen von ſeinen Jagdgefährten an den Kopf traf. Der Lehrer gab ihm deſshalb einen ſcharfen Verweis und nahm ihm den Bogen ſammt dem Köcher mit den Pfeilen weg. Wenn man, ſagte er, mit andern Menſchen in Geſellſchaft leben will, ſo muſs

man vorsichtig seyn, um ihnen keinen Schaden zuzufügen. Denn keinem gefällt es, und keiner darf es dulden, dafs ihm ein anderer, sey es mit Vorsatz oder aus blofser Unvorsichtigkeit, schade.

Wilhelmen schmerzte es sehr, dafs er nun an der Jagdlust keinen gröfsern Antheil nehmen konnte; und noch gröfser wurde sein Schmerz, da einige Rehe aufgejagt und ein Paar davon von zwey der besten Bogenschützen an den Bauch getroffen wurden. O wie grofs wäre die Freude für ihn gewesen, wenn er auch auf diese Thiere hätte schiefsen können. Doch wer brachte ihn um diese Freude? —

In einer Winternacht hatte es stark gefroren. Wilhelm kam zu seinem Vater und bat ihn, er möchte ihm doch erlauben, auf den Teich zu gehen, der nicht weit vom Hause lag, und auf demselben Schlittschuhe zu laufen.

Ich will es dir erlauben, sagte der Vater; nur mufst du fein vorsichtig sein, und nicht dahin laufen, wo das Eis nicht stark genug ist, sonst könntest du leicht einbrechen; dich erkälten oder gar ums Leben kommen.

Das soll nicht geschehen! rief Wilhelm, nahm seine Schlittschuhe, die ihm der Vater aus Nürnberg verschrieben hatte, und marschierte auf den Teich. Hier schnallte er sich schnell die Schlittschuhe an und nun gleitete er auf dem

Fiſe wie auf einem Spiegel daher. Sein Herz hüpfte vor Freude und vor lauter Luſt vergaſs er um ſich zu ſehen, ob nicht an irgend einer Stelle das Eis ſchwach ſey. Auf einmahl knackte es an dem einen Ende des Teiches; Wilhelm brach ein und verſank bis an den Hals. Er ſchrie um Hülfe, und wollte ſich herausarbeiten; aber, das Eis brach immer weiter, und Wilhelm ſank tiefer und tiefer. Zum Glück kamen auf ſein Geſchrey einige Menſchen herbeygelaufen und retteten ihn vor dem nahen Tode. Ohnmächtig trug man ihn nach Hauſe, und er muſste ſeine Unvorſichtigkeit mit einer langwierigen Krankheit büſsen.

Von nun an erlaubte ihm ſein Vater eine lange Zeit hindurch, nicht, allein auszugehen, und er muſste daher ſo manches Vergnügen ungenoſſen vorbeyflieſsen laſſen. Wenn Andere ſich beluſtigten, muſste er die Stube hüten. Darüber beklagte er ſich oft; allein ſein Vater ſagte: ich kann kein Zutrauen zu dir haben, mein Sohn; ſondern muſs immer das Schlimmſte von deiner Unvorſichtigkeit befürchten, wenn ich dich ohne mich ausgehen laſſe.

Es ſchmerzte Wilhelmen ſehr, daſs der Vater kein Zutrauen zu ihm bewies; denn er hatte Gefühl und jedem Menſchen, der auch nur wenige Funken Gefühl hat, thut es wehe „ wenn er bemerkt, daſs man ihm nicht viel zutraut.

Um dieſer unangenehmen Empfindung los zu werden: und ſich das zutrauen des Vaters zu erwerben, wurde Wilhelm Spring mit jedem Tage vorſichtiger ſowohl in ſeinen Reden als bey ſeinen übrigen Handlungen. Er freute ſich ungemein über die Fortſchritte, die er in Rückſicht der Vorſichtigkeit machte, und hatte jetzt mehr Reſpekt vor ſich ſelbſt als ſonſt.

---

## Der Kuckuck.

Um den Kuckuck verſammelten ſich einmal viele Vögel und legten ihm eine kitzliche Frage vor. Herr Kuckuck! ſagte die Lerche, warum beliebt es Ihnen, immer Ihren eigenen Namen zu rufen?

Der Kuckuck erröthete, und wußte nicht, was er antworten ſollte? Ich rufe ihn darum, ſtotterte er endlich, weil er mir gar lieblich klingt.

Ale Vögel ſteckten ihre Schnäbel unter die Flügel und verbargen ſo das Lachen. Die luſtige Bachſtelze aber ſprach ganz laut: „Ich weiß wohl, warum unſer Herr Bruder ſo unbeſcheiden iſt, und immer nur ſeinen werthen Namen ausruft;

„Er will ſich an uns Allen rächen,
„Und ſpricht von ſich; weil wir nicht von ihm ſprechen.“

Die ganze Versammlung nickte mit den Köpfen Beyfall zu. Giebt es wohl nicht auch unter den Knaben hie und da einen, welcher gerne seinen werthen Namen ausruft?

## Der Spötter.

Herr Seelmann war ein Kaufmann, der mit Tuch handelte, und viel Geld hatte. Sein kleiner Sohn, Georg, war ein ausgelassener Junge. Er hatte die üble Gewohnheit an sich, sich über andere lustig zu machen. Darüber hatte der Vater freylich keine Freude.

Herrn Seelmann besuchten viele Fremde. Er war ein gastfreyer Mann, und nahm alle liebreich auf. Das einzige war ihm unangenehm, daß Georg sich manchmal in der Gegenwart der Fremden nicht zum Besten aufführte, daß sein Vater sich seiner schämen mußte.

Es ist nichts häßlicher, als wenn Kinder andere Menschen zum Gegenstand ihres Spottes machen. Dieß that Georg. An jedermann wußte er etwas aufzufinden, worüber er sich zerlachte. Sein Vater wurde darüber oft böse und einige Mahle fehlte es nicht viel, so hätte der kleine Spötter den Stock gefühlt.

Eines Tages rasselte vor Seelmanns Hause eine Kutsche und blieb vor demselben stehen.

Es stieg ein kleiner Mann heraus und erkundigte sich, ob Herr Seelmann zu Hause sey? Man führte ihn auf seine Stube.

Herr Seelmann flog dem fremden Manne in die Arme und rief voll Freuden: Seyn Sie uns recht sehr willkommen, lieber Herr Willich! es ist ja eine Seltenheit, daß Sie uns einmal besuchen!

Georg war in einer Nebenstube und hörte dieß alles an. Er war neugierig, öffnete etwas die Thüre und guckte in Vaters Zimmer. Da erblickte er Herrn Willich. Weil dieser klein, und hinten etwas ausgewachsen war, so fing Georg an, hell laut auf zu lachen und in seiner Stube kickernd herum zu springen.

Herr Willich hatte alles bemerkt, und er bekam von Georgen keine günstige Meinung. Herrn Seelman war das Betragen seines Sohnes auch nicht entgangen, und er ärgerte sich in seinem Herzen recht sehr darüber.

Willich mußte bey Herrn Seelmann des Mittags bey Tische bleiben. Hier lernte er Georgen noch näher kennen. Er erzählte vieles und unterhielt dadurch die Tischgesellschaft recht wohl; denn er war ein sehr verständiger und witziger Mann. Mit Georgen sprach er wenig; aber mit seinen Brüdern und Schwestern desto mehr. Das war dem ehrgeitzigen Georg gar nicht angenehm; doch er hatte sich es selbst zuzuschreiben.

Nach Tische fuhr Herr Willich wieder ab. Alle bekamen von ihm einen Abschiedskuß, nur Georg nicht. Als er abgefahren war, rief Herr Seelmann Georgen auf seine Stube und sagte, sehr unwillig, zu ihm: Du unverständiger Mensch! was hast du heute wieder getrieben? sage nur, warum lachtest du, warum sprangst du lachend herum, als du Herrn Willich erblicktest?

Georg schlug die Augen nieder und stotterte: Lieber Vater! ich lachte darum, weil mir der fremde Herr so komisch vorkam.

Und weil du wenig Verstand und kein gutes Herz hast, erwiederte Herr Seelmann. Du treibst es immer so. Fühlst du es denn nicht, wie unschicklich und häßlich ein solches Betragen ist? Wenn mann dies nun überall auslachte; was würdest du dazu sagen? und wenn es alle Menschen so machten wie du, was würde dann werden? Man könnte keinen Schritt aus dem Hause thun, ohne von einfältigen Leuten ausgelacht und verspottet zu werden. Das wäre ein schönes Leben! Gassenjungen verzeiht man so ein unschickliches Betragen noch eher, denn sie sind nicht besser unterrichtet worden; aber du hast Gelegenheit, zu lernen, was schicklich, schön, anständig und gut ist, um desto unverzeiblicher ists, wenn du dich demohngeachtet als ein roher Gassenjunge beträgst. Weißt du denn, wer der

fremde Herr war, über den du dich lustig machtest?

Nein! antwortete Georg, der ganz beschämt und mit niedergeschlagenen Augen vor dem Vater stand.

Ich will es dir sagen, fuhr Herr Seelmann fort. Herr Willich ist ein sehr verständiger und dienstfertiger Mann. Als ich meine Handlung anfing, hatte ich wenig Geld, und war deßhalb in großer Verlegenheit. Willich lernte mich kennen, und wir wurden bald Freunde. Er ist ein reicher Mann, und bot mir sein Geld an. Er streckte mir mehrere tausend Thaler vor, und ich war dadurch in den Stand gesetzt, meine Handlung zu vergrößern. Alles, was ich nun besitze, habe ich größtentheils Herrn Willich zu verdanken. Denn hätte er mich nicht unterstützt, so würde ich es nicht weit gebracht haben. Auch jetzt noch ist er mir sehr nützlich. Er verschafft mir manche Gelegenheit, meine Waaren mit Nutzen abzusetzen.

Siehst du, wie sehr es mich kränken muß, daß du dich über einen solchen Mann lustig machtest. Und wär' er auch nicht mein Freund und mein Wohlthäter, so bleibt es doch immer schändlich, daß man Andere lächerlich macht und sie verspottet. Ein guter Mensch wird das nie thun, und sey er Christ, Jude, Türk, oder wer er immer sey. Und willst du denn kein guter Mensch seyn?

Georg wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. Sein Vater warf einen sauern Blick auf ihn, und schickte ihn aus der Stube.

Einige Tage darauf hatte Georg etwas in der Vorstadt zu thun. Er bat, sein Vater möchte ihm erlauben, dahin zu gehen. Der Vater gewährte seine Bitte.

Georg spazirte in die Vorstadt. Er hatte einen Hut auf, der mit grüner Wachsleinwand überzogen war; sein Rock war nach der neusten Mode gemacht, an seinen Stiefeln klirrten silberne Sporne und in der Hand trug er ein niedliches Rohrstöckchen, mit einem elfenbeinernen Knopfe.

Georg war stolz, und daher ging er ganz zierlich einher. Einige Gassenjungen sahen ihn an, schmunzelten und zischelten sich in die Ohren: Sieh' einmal die Drathpuppe! —

Dieß hörte Georg, wurde unwillig darüber, sah mit einem verächtlichen Blick die Jungen an und spuckte, als er neben ihnen vorbey ging, ihnen vor die Füße.

Nun fingen die Jungen erst recht an, ihr Unwesen zu treiben. Monsieur! riefen sie, ists Ihnen übel? und lachten was sie konnten.

Darüber ergrimmte Georg gewaltig, hob sein Stöckchen, und sagte: Ihr einfältigen Jungen! ihr habt kein Ehrgefühl im Leibe und wißt nicht, was schicklich ist. Wenn ihr nicht gleich euer Maul haltet, so will ich — —

Was willst du, armseliges Drathpüppchen? riefen Alle; willst du was auf den Buckel erwischen? Und als Georg mit seinem Stöckchen einem auf die Hand einen Schlag gab, so fielen alle über ihn her, warfen ihn auf die Erde und bedeckten ihn mit Rippenstößen und Schlägen.

Georg schrie und weinte. Es liefen viele Menschen herbey, unter andern auch der Vater eines von den Jungen. Er erwischte seinen Peter bey der Hand, und fragte unwillig; was er vorgehabt habe?

Peter erzählte alles, und als der Vater ihn fragte, warum man Georgen ausgelacht habe? antwortete Peter: er sah so komisch aus! Darüber brachen die andern Knaben in ein lautes Gelächter aus und riefen; ja! ja er sah so komisch aus!

Nun, du sollst auch gleich komisch aussehen, sprach der Mann zu Petern zog einen Riemen unter dem Arme hervor und züchtigte ihn derb.

Georg schlich sich, beschämt, vom Schlachtfelde weg und fühlte lange die Schläge, die ihm zu Theil geworden waren.

Als Georg nach Hause kam, sah ihn sein Vater an und fragte ihn, woher er denn das verweinte Gesicht habe?

Georg schämte sich den Vorfall zu erzählen, allein als der Vater seine Frage wiederholte, gestand er alles, was in der Vorstadt mit ihm

vorgegangen sey. Er fing von neuem an zu weinen und sagte ganz zornig: Das sind Böse Buben, sie verdienten, daß jeder so gezüchtigt würde, wie Peter. —

Herr Seelmann sagte ganz ruhig: Es thut mir leid, mein Sohn! daß man dir so übel mitgespielt hat. Die Jungen sind wirklich ungezogen. Aber, bedenke nur, was du schon getrieben hast, Georg! du, der du doch eine bessere Erziehung hast, als diese Gassenjungen. Ich will dich nicht an alles erinnern, was du schon gethan hast, nur bloß auf dein Betragen will ich dich aufmerksam machen, das du dir erlaubtest, als mich Herr Willich besuchte.

Lieber Vater! sagte Georg wehmüthig, ich sehe nun wohl ein, wie sehr es schmerzt, wenn man von Andern verlacht und verspottet wird, und wie schlecht es sey, wenn man sich über andere lustig macht. Aber ich will dieses auch in Zukunft nie mehr thun.

Halte nur Wort, sagte der Vater und Georg ging auf seine Stube und fütterte die Vögel.

Ob Georg Wort gehalten habe, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß es hie und da Kinder gibt, die dem Georg ähnlich sind; aber auch das weiß ich, daß verständige Menschen solche Kinder verachten.

## Gustav im Frühling.

Ich springe froh und singe ha! ha;
Denn seht, ach! seht! der Frühling ist da!
Schaafe und Lämmer sind draußen und springen,
Die Vögelchen hüpfen im Walde und singen.

Die Wies' ist grün, der Himmel ist blau,
Drum hüpf' ich froh auf unsere Au,
Veilchen und Primeln, die will da pflücken,
Und, Christian, dir ein Sträuschen dann schicken.

Ich juble froh und singe ha! ha!
Denn seht, ach! seht! der Frühling ist da!
Stunden vergehen und Tage verfließen,
Drum will ich den Frühling in Freude genießen.

---

## Der Mann aus Pohlen.

Schnell, wie der Wind, sprang Ludwig in den Garten seines Vaters und verlor vor lauter Freude und Eile seinen grünen Strohhut.

Komm' schnell herbey, Vater! aber recht hurtig! rief Ludwig seinem Vater zu, der im Garten einige reife Mohnköpfe abschnitt und in ein Tuch that, das er um seine Lenden gebunden hatte.

Was giebts? fragte Herr Lindemann seinen kleinen Sohn. Aber Ludwig konnte vor

Freude nur wenige Worte vorbringen. Komm'! komm'! rief er; nur schnell, lieber Vater! sonst sehen wir nichts.

Herr Lindemann lächelte und sagte: So sage mir doch wenigstens ganz kurz, warum ich aus dem Garten kommen soll?

Ach! rief Ludwig und rieb die Hände, da kommt dir ein Mann, und hinter ihm kommen Thiere, die ich nicht kenne, und der Mann hat unter dem Arm ein Ding, das ich dir nicht nennen kann, und wenn er den Arm bewegt, da gehts Dudeldeidum! Dudeldeidum! komm', komm', Vater! —

Herr Lindemann ging aus dem Garten. Ludwig sprang voran und sang: Dudeldeidum! Dudeldeidum! —

Man kam vor das Haus. Eine Menge Menschen war herbeygelaufen, und es war ein so grosses Gedränge, daß man nichts sehen, söndern bloß das Dudeldeidum hören konnte. Aber endlich bekam Herr Lindemann doch einen guten Platz, wo er alles übersehen konnte. Er nahm den kleinen Ludwig auf den Arm, und dieser freute sich gar sehr über das Schauspiel, das er nun erblickte.

Ein Mann aus Pohlen ließ zwey Bären, einen Affen und ein Paar artige Hunde tanzen, und machte ihnen Musik dazu mit einem Instrumente, welches man Dudelsack nennt. Das sah allerliebst aus. Der eine Bär war schon alt,

und

und hieß Martinko, der andere war noch jung, und hieß Michalko.

Martinko sah braun aus, und machte ein saures Gesicht. Er war an einer Kette angebunden, mit welcher er oft gewaltig rasselte. Sein Herr rief: Tanz', Martinko! Sogleich stand er auf den zwey zottigen Hinterbeinen, und machte allerhand drollige Bewegungen. Er ging auf zwey Füßen in einem Kreise herum, und hüpfte von einer Seite auf die andere; freylich nicht so zierlich, wie mancher von euch, ihr kleinen Leser.

Martinko! rief dann sein Herr, nimm' hin den Stock. Der zottige Brummer nahm den dicken Stock mit den zwey Vorderbeinen, drohte damit den Zuschauern und focht wie der Soldat mit dem Säbel.

Verstehst du auch Liebkosungen, Martinko? fragte ihn der Mann aus Pohlen.

Martinko nickte mit dem Kopfe.

Nun, so zeig' es uns einmal, sagte sein Herr.

Darauf breitete der Bär seine Vorderbeine aus, wie wir unsre Arme ausbreiten, wann wir einem guten Freunde entgegen gehen. Damit wars aber noch nicht geschehen. Martinko ging nun mit ausgebreiteten Armen zu denjenigen, die ihm am nächsten waren, und wollte sie umhalsen.

Alle schrieen und liefen davon.

Martinko stand nun da, sah seinen Herrn an, und verwunderte sich über die Flucht der Zuschauer.

Der Mann aus Pohlen lachte und sagte: Martinko! Martinko! man liebt deine Liebkosungen nicht sehr. Er rief dann die entlaufenen Zuschauer wieder zurück und versicherte sie, sie sollten von dem breitschultrigen Tänzer nicht umhalst werden. Sie kamen alle wieder. Nun hieß es: mache dein Kompliment Martinko! Da verneigte sich Martinko, und stand nun wieder da, wie zuvor, auf vier Beinen.

Jetzt kam die Reihe an den jungen Michalko. Auch er war an einer Kette angebunden; doch war sie nicht so dick. Michalko! rief der pohlnische Bärenführer, laß sehen, was du kannst! tanze eine Menuet. Da tanzte Michalko. Es nahm sich so possierlich aus, daß alle laut auflachen mußten.

Als die Menuet ausgetanzt war, sagte der Mann aus Pohlen: Michalko! kannst du wohl einen Burzelbaum setzen? versuchs einmal.

Michalko machte hierauf einen Burzelbaum und alle Zuschauer riefen: schön, Michalko! schön!

Hierauf tanzten auch die Hunde, und machten allerley artige Kunststücke, worüber sich besonders der kleine Ludwig sehr freute, da er ein großer Freund von Hunden war.

Den größten Spaß machte den Zuschauern der Affe. Das war gar ein possierliches Thier. Er hieß Kickericki, hatte kurze Arme und keinen

Schwanz, einen länglichen Kopf und beynahe so ein Gesicht wie der Mensch.

Kickericki hatte ein rothes Jäckchen an, ein grünes Mützchen auf dem Kopfe und ein blaues Halsband, woran eine Schelle hing. Mit den zwey Hunden konnte er sich nicht gut vertragen, gerade so, wie mancher unzufriedne Knabe sich mit seinen Kameraden nicht vertragen kann. Die Hunde bellten den lustigen Kickericki allezeit an, und dieser neckte sie immer. Wenn sie sich nicht umsahen, kam der schlaue Kickericki, faßte sie mit seinen Händen an dem Schwanz oder am Ohre und tummelte sie herum, oder er sprang über sie, pfeilschnell, herüber.

Kickericki saß meistens auf dem Rücken der zwey Bären, die ihn alles machen ließen, was er wollte. Bald sprang er auf Michalko, bald auf Martinko, und lief auf ihrem Rücken herum. Sie waren daran schon gewöhnt; nur hatte er die Unart, sich mit ihnen zuweilen ein Späßchen zu machen und sie an den Ohren zu zupfen. Darüber wurden sie immer böse, fingen an zu murren, mit der Kette zu rasseln und warfen den Spaßmacher wohl auch manchmal herunter. Er nahm dann gewöhnlich Reißaus, aber bald kam er wieder, streichelte die Bären und kroch von neuem auf ihren Rücken.

Kickericki machte den Zuschauern viel zu lachen. Er tanzte einen pohlnischen Tanz, kletterte auf eine Stange, die von dem alten Martinko

gehalten wurde, setzte Burzelbäume, trank ein Glas Branntwein aus, und visitirte seinem Herrn die Taschen. Allein er fand nichts darin. Darüber wurde er unwillig; er machte ein Gesicht, wie Andreas, wann ihm die Mutter nicht geben will, was er verlangt; bewegte seine Lippen schnell hin und her und klapperte gewaltig mit den Zähnen. Dieß ist die Gewohnheit der Affen, und den Affen läßt man es wohl hingehen, aber wenn Kinder, die Verstand haben, sich eben so betragen, was soll man dazu sagen? —

Als Kickericki durch seine possierlichen Sprünge die Zuschauer belustigte, stand er plötzlich still, sah in die Luft, fing von neuem an mit den Zähnen zu klappern, bewegte die Lippen hin und her, und gebehrdete sich so ängstlich, wie manche furchtsame Kinder bey einem Donnerwetter.

Auf einmal fing Kickericki zu schreyen an: Ji! Aa! Ji! Aa! Ji! Aa! chi! cha! und lief mit eingezogenem Kopfe zu seinem Herrn, der über den Auftritt herzlich lachte und zu dem bestürzten Rothjäckler sagte: pfui! schäme dich, Kickerickchen! er fliegt fort, und thut dir nichts!

„Wer fliegt fort?“ fragte der kleine Ludwig.

Sieh' nur in die Höh', lieber Kleiner, sagte der Mann aus Pohlen.

Ludwig und die übrigen Zuschauer sahen in die Höh', und erblickten einen Steinadler.

Der Adler ist an der Angst des Affen Schuld, sagte hierauf der Mann. Vor nichts fürchten sich die Affen so sehr als vor großen Raubvögeln; erblicken sie einen, so wird es ihnen angst und bang, sie schreyen und verzerren das Gesicht und verstecken sich in einen Winkel, wo sie so lange bleiben, bis der Raubvogel vorüber geflogen ist.

Kickericki wurde ruhiger und machte noch allerhand lustige Sprünge. Unter andern kam er auch zu dem kleinen Ludwig und steckte eine Hand in seine Tasche. Er hatte gerade einen schönen rothen Apfel darin. Kickericki stahl ihn und freute sich sehr über seine Beute.

Zuletzt befahl der Mann aus Pohlen, Martinko sollte von den Zuschauern Abschied nehmen. Er gab ihm einen zinnernen Teller in die Vordertazen und Martinko ging nun mit demselben im Zirkel herum, reichte jedem das Teller dar, und wann ein Stück Geld darauf geworfen wurde, machte er immer einen Knicks.

Einer von den Zuschauern legte auf den Teller ein Paar Birnen. Kaum hatte dieß Kickericki bemerkt, so sprang er hin, kroch auf Martinko's Rücken und stahl die Birnen vom Teller. Es fiel auch alles Geld auf die Erde.

Darüber wurde der Herr der Thiere unwillig, und gab dem Birnedieb einige derbe Ruthenhiebe, Kickericki schrie: Ji! Aa! Ji! Aa! und

nahm die Flucht. Eine Birne hatte er schon verschluckt; die andere aber ließ er fallen. So gleich sprang Michalko herbey und spnappte sie ihm vor der Nase weg. Denn die Bären sind auch große Liebhaber vom Obste. Kickericki machte ein grimmiges Gesicht dazu und klapperte mit den Zähnen. Aber dieß half nichts.

Als Martinko mit dem Einsammeln des Geldes fertig war, machte er noch drey tiefe Knickse, übergab seinem Herrn den Teller und stand nun wieder auf vier Beinen.

Da die Zuschauer bemerkten, daß Martinko, Michalko und Kickericki große Freunde vom Obste wären, so brachten sie dem Manne aus Pohlen, eine Menge Aepfel und Birnen, besonders that dieses der kleine Ludwig. Der Mann rief die zwey Bären herbey, und gab jedem einige von diesen Baumfrüchten, die ihnen außerordentlich wohl schmeckten.

Kickericki sah seitwärts auf seinen Herrn und bat, ihn mit seinen Vorderarmen, er möchte ihm doch auch etwas zukommen lassen. Aber der Herr sprach! Hättest du die Zeit abgewartet, Kickericki! so würdest du jetzt auch was davon bekommen. Allein da du naschhaft warst und ein Dieb, so mußt du heute fasten. Du bekommst nichts. Ludwig bat für den Affen, und es gelang ihm, den Mann zu bewegen, dem betrübten Kickericki einen Aepfel zu schenken.

Das Volk zerstreute sich und alle waren mit

dem zufrieden, was sie gesehen hatten, besonders der kleine Ludwig.

## Der Mann aus Pohlen speißt bey Herrn Lindemann.

Herr Lindemann hatte vor seinem Hause einen neu großen Hof. Der kleine Ludwig bat ihn, er möchte doch den Mann aus Pohlen bitten, mit seinen Thieren und dem Dudeldeidum in diesen Hof einzukehren.

Herr Lindemaun sprach mit dem Manne und bot ihm seinen Hof an, worüber sich dieser sehr freute. Die Thiere wurden hereingeführt und Martinko und Michalko beyde an einen Pfahl angebunden, den ihr Herr in die Erde schlug. Er gab ihnen Getreide zu fressen und ein frisches Wasser zu trinken.

Kickericki hing den Kopf und setzte sich traurig in einen Winkel. Die zwey allerliebsten Hunde kamen in die Stube des Herrn Lindemann, wo sie mit Suppe und Braten von dem kleinen Ludwig wohl gefüttert wurden.

Der Mann aus Pohlen wurde von Herrn Lindemann zum Mittagsessen eingeladen, und er nahm die Einladung an. Er war ein lustiger Mann und wußte allerhand schnackische Histörchen zu erzählen, worüber sich Ludwig herzlich zerlachte.

Wie sind Sie nur zu den Thieren gekommen? fragte Ludwig den Mann aus Pohlen, welcher Palko hieß.

Palko. Das will ich dir sagen, kleines Männchen. Den dicken zotigen Martinko haben einige Bauern in Pohlen gefangen, als er ohngefähr drey Jahre alt war. Er schlich in einem einsamen finstern Walde herum; denn solche Wälder haben die Bären am liebsten. Die Bauern stellten eine große Schlinge von einem dicken Stricke auf, und legten Honig dabey; der von den Bären sehr gerne geschmaust wird. An dieser Schlinge war ein schwerer Klotz befestigt.

Martinko roch den Honig schon von weitem, denn das kannst du dir gar nicht vorstellen, kleiner Ludwig, was die Bären für einen scharfen Geruch haben. Martinko, der ein guter Läufer ist, rannte schnell an den Ort hin, wo der Honig lag. Er hatte gerade großen Appetit und fiel über das Stück Honig her. Allein sein Kopf gerieth in die Schlinge; die Schlinge ging zu, und Martinko war gefangen.

Die ältern Bären, die schon mehr Stärke haben, tödten sich selbst, wann sie in einer solchen Schlinge gefangen werden. Sie werden nehmlich gewaltig böse, murren, schleudern den Klotz, der an der Schlinge befestigt ist, hin und her, und klettern endlich damit auf einen nahen Berg. Sind sie auf dem Gipfel des Berges angekommen, so fassen sie mit ihren Vordertaz-

zen den Klotz, und werfen ihn vom Berge herunter.

Ludwig. Ha ha ha! die närrische Thiere!

Palko. So närrisch als manche Menschen, die gleich toben und zürnen, wann ihnen ein Unglück begegnet, und im Zorne dann so manches thun, was ihr Unglück noch vergrößert. Um aber wieder auf die Bären zu kommen.

Wenn sie den Klotz vom Berge herunter werfen, so werden sie natürlich mit herabgezogen. Das gibt denn nun gefährliche Burzelbäume. Der Bär kollert über Steine, Gruben, spitzige Baumstämme und ist gewöhnlich mausetodt, wann er herunter kommt.

Ludwig. Aber was geschieht, wenn er noch nicht todt ist?

Palko. Es geschieht etwas, was du vielleicht kaum glauben kannst. Der Bär der bey seiner Schlittenfahrt vom Berge gewiß recht sehr zerklopft hat, rafft sich auf und klettert noch Einmal mit dem Klotze auf den Berg, nimmt ihn wieder in seine Tatzen und wirft ihn zornig hinunter. Da burzelt er wieder mit, und burzelt so lange, bis er nicht mehr aufstehen und auf den Berg steigen kann, das heißt, bis er sich zu Tode geburzelt hat.

Ludwig. Wie kommts denn aber, daß Martinko nicht auch hinunter geburzelt ist?

Palko. Martinko war noch nicht so stark, daß er den schweren Klotz, der an seiner Schlinge hing, hätte schleppen können. Auch kamen bald die Bauern herbey, die ihm durch die Nase eine Kette zogen und ihn mit nach Hause nahmen. Ich kaufte ihn von diesen Bauern und lehrte ihm selbst die verschiedenen Kunststücke, die er versteht.

Ludwig. Woher haben Sie aber den lustigen Michalko?

Palko. Der kam so in meine Hände. Ich bin ein großer Liebhaber von der Jagd. Einmal wanderte ich mit meiner Flinte in einem dicken Walde herum. Ich kam zu einem verfallenen Steinbruche. Da bemerkte ich ein ziemlich großes Loch. Ich blieb stehen. Auf einmal hörte ich brummen. Aha: dacht' ich, da steckt ein Petz darin. Ich stellte mich hinter einen Baum und sah bald eine finstre Bärinn, die aus dem Loche geschlichen kam. Ich legte meine Flinte an, drückte los und da lag der feiste Brummer. Die Kugel war ihm gerade durch den Kopf gegangen.

Es kamen gerade ein Paar Bauern dazu. Diese überredete ich, mit mir in das Loch zu steigen. Wir kamen herein und fanden darin drey junge Bären. Die Bären haben gewöhnlich eins bis fünf Junge. Wir nahmen alle drey nach Hause, und jeder erhielt eins davon. Ich gab dem meinigen den Namen Michalko.

Ludwig. Aber womit haben Sie ihn denn gefüttert?

Palko. Mit allerhand; besonders aber nahm ich ausgebackenes Brod, brach es in kleine Stückchen, goß Wasser darauf, und that noch etwas Honig oder Bier dazu. Das schmeckte dem Michalko so gut, wie dir die Weinkaltschaale.

Ludwig. Frißt denn der Bär nicht auch Fleisch?

Palko. Allerdings frißt er auch Fleisch. Wenn er ein lebendiges Pferd, einen Ochsen oder eine Kuh bekommen kann: so ist dieß für ihn ein Fest; er schlachtet sie ab und schmaußt sie rein weg. Uebrigens begnügt er sich auch mit Aesern. In den Gegenden, wo es Bären gibt, thun sie großen Schaden. Sie tödten das Vieh und verwüsten das Feld; denn Getreide fressen sie auch gern.

Ludwig. Aber wo gibts denn Bären?

Palko. Es gibt Bären in Europa, wo wir wohnen, in Amerika, in Asien und in Afrika. Nur wo es zu heiß ist, halten sie sich nicht auf, weil sie die Hitze nicht vertragen können. In Pohlen und Rußland gibts viele Bären, auch streicht wohl hie und da einer in Oesterreich und Böhmen herum; aber in den übrigen deutschen Ländern sind sie schon lange ganz ausgerottet.

Ludwig. Fängt man alle Bären in Schlingen?

Palko. O nein, Ludwig. Man hat noch

verschiedene Mittel, sie zu bekommen. Unter andern gräbt man tiefe Gruben, die man leicht mit Reisern bedeckt. In der Mitte dieser Gruben steckt man ein Stück Fleisch an. Der Bär springt nach diesem Fleische und fällt in die Grube, wo er so lange bleiben muß, bis man ihn herauszieht.

Wie viele Bären werden nicht erschossen! Freylich bleibts immer eine gefährliche Sache. Wenn der Jäger nicht gut zielt, und den Bär nicht in den Kopf oder in das Herz schießt, so läuft der Bär wüthend auf den Jäger los, umarmt ihn mit seinen Vordertatzen und erdrosselt ihn.

Ludwig. Ha ha! ich wüßte, was ich thäte, wenn ich ein Jäger wäre! —

Palko. Und was denn?

Ludwig. Ich kletterte schnell auf den nächsten Baum, und lachte auf den Bär herab und sagte: jetzt thu' mir was! —

Palko. Das Lachen würde dir wohl vergehen. Glaubst du denn, daß der Bär dir nicht nachkommen könnte?

Ja, geborsamer Diener! Sieht er gleich plump und unbehülflich aus, so kann er doch wie eine Katze auf Bäume klettern.

Ludwig. O weh! — nein! da mag ich nichts mit der Bärenjagd zu thun haben

Palko. Am besten ists! wenn man einen Säbel oder einen Hirschfänger bey sich hat.

Klettert man auf den Baum, und der grimmige Brummer klettert nach, so haut man ihm die Vordertatzen ab, sticht ihn wohl noch obendrein in die Brust, und nun burzelt er hinunter. Hie und da pflegt man die Bären auch so zu bekommen. Man sucht solche Baumstämme auf, wo wilde Bienen ihren Honig legen: oder man legt auch selbst den Honig hin. Den Honig begießt man mit Branntwein. Die Bären suchen den Honig auf, verzehren ihn mit großem Appetit, werden aber von dem Branntweine so berauscht, daß sie matt und schwach herumtaumeln. Die Bauern eilen nun herbey mit ihren gewaltig dicken Prügeln und geben damit dem berauschten Bär eins auf den Kopf, der sehr empfindlich ist. Der Bär stürzt nieder und nun schlägt man ihn vollends todt.

In Kamtschatka, einem kalten Lande, pflegen die Jäger ohne Flinte auf die Bärenjagd zu gehen. Sie nehmen bloß ein spitziges Eisen und ein großes scharfes Messer mit. Begegnen sie einem Bären, so rennen sie auf ihn los, stoßen ihm das spitzige Eisen in den Rachen, und mit dem scharfen Messer durchbohren sie seine Brust. Man zieht dann seine dicke behaarte Haut ab, wofür man hier zu Lande ein Paar Dukaten gibt; sein Fleisch ißt man und besonders schmecken die Tatzen gar delikat.

Ludwig. Die Jäger in Kamtschatka möcht' ich nicht gern auf die Jagd begleiten.

Aber sagen Sie mir nur, Herr Palko! thun denn die Bären den Menschen nichts?

Palko. Sie fallen sehr selten Menschen an; nur müssen sie nicht von ihnen gereizt werden.

Indem man so sprach, hörte man einen grossen Lärm im Hofe. Man sprang hinaus und sah ein sonderbares Schauspiel.

Ein Schusterlehrjunge war in den Hof gekommen und hatte mit Martinko und Michalko allerley Späßchen getrieben. Michalko wurde böse darüber und fing an zu brummen. Als ihn endlich der leichtsinnige Lehrjunge an dem kleinen Schwanze zupfte, rasselte er mit der Kette, riß sich los und lief gerade auf den Spaßmacher zu. Dieser fing ängstlich an zu schreyen und kletterte auf einen Steinhaufen. Allein der Bär ihm nach. Zum größten Glück kroch der Lehrjunge schnell auf das nächste Dach. Dahin konnte ihm Michalko nicht folgen.

Unterdessen kam auch der Herr der Thiere herbey und rief mit zorniger Stimme: Ey! du böser Kautz; gleich packe dich vom Steinhaufen herunter, sonst gibt es Wixe. Er drohte ihm mit dem Stocke.

Michalko kam ganz langsam vom Steinhaufen herabgeschlichen; sein Herr ergriff die Kette und band ihn von neuem an. Zu den Zuschauern aber sagte er: laßt mir die Bären in der Ruhe; denn sie werden bald wild, wenn man sie neckt.

Ich kann nichts davor, wenn sie böse werden, sich losreissen und einen unsanft umhalsen, ihn wohl gar erdrosseln.

Hierauf kehrte der Mann aus Pohlen, Herr Lindemann und Ludwig in die Stube zurück, setzten sich zu Tische, verzehrten noch ein Gericht Krebse und sprachen mancherley.

## Was der Mann aus Pohlen bey Tische noch gar erzählte.

Der kleine Ludwig freute sich gar sehr über die Erzählungen des Mannes aus Pohlen und Palko empfand auch ein großes Vergnügen über den wißbegierigen kleinen Mann.

Sie haben uns nun schon manches von Martinko und Michalko erzählt, sagte Ludwig; erzählen Sie uns nun auch etwas von dem drolligen Kickericki.

Von dem Naschthiere? von dem Apfel- und Birnedieb? erwiederte Palko. Das ist dir von jeher ein gar possierliches Thier gewesen. Es kam einmal ein Matrose oder ein Schiffsknecht aus Holland nach Pohlen; der brachte ein ganzes Dutzend Affen mit, wovon ich den jüngsten kaufte und ihm den Namen Kickericki gab.

Ludwig. Was haben Sie wohl für ihn gegeben?

Palko. „Einen Dukaten, und fast hätte ich ihn noch wohlfeiler bekommen können; aber ich hatte keine Lust, lange zu handeln. Kickericki ist in einem Lande gefangen worden, das man Indien nennt. Er war damals noch ganz jung. Seine Mutter trug ihn auf dem Rücken und kletterte mit ihm von einem Baum auf den andern. Es soll lustig anzusehen gewesen seyn, wie sie ihm ihre Brüste reichte und Milch zu trinken gab. Sie hatte wildes Obst in ihren zwey Vorderpfoten; das sah Kickericki und wollte auch was davon haben. Darüber wurde die Mutter unwillig, und gab ihm Eins auf das Pfötchen, womit er nach dem Obste griff. Dieß sollen die Affenmütter oft zu thun pflegen.

Noch possierlicher aber soll es ausgesehen haben, als eine Affenmutter, die gerade kein Junges hatte, dem Kickericki nachlief, und ihn seiner Mutter wegstehlen wollte. Die zwey Affen geriethen darüber in einen heftigen Streit und schrieen, daß alles widerhallte: Ji! Aa! Ji! Aa! Ji! Aa! chi! cha! Dieß soll die Gewohnheit der Affen seyn. Diejenigen, die kein Junges haben, suchen irgendwo eines zu stehlen, dieß gibt dann immer Zänkereyen und Schlägereyen, bey welchen das arme Junge, welches die Mutter außerordentlich liebt, oft todt gedrückt wird.

Auch Kickerickis Mutter gerieth mit der andern Affinn, die ihr das geliebte Junge wegsteh-

len

len wollte, in eine Rauferey. Kickericki schrie zum Erbarmen. Einige holländische Matrosen, die diesem Schauspiele zusahen, sprangen herbey, und fingen das Junge. Darüber lamentirte seine Mutter sehr; lief den Matrosen nach, wurde von ihnen gefangen und nach Holland gebracht.

Kickericki wurde von mir gekauft, und bekam Anfangs Wasser mit Milch vermischt zu fressen, dann gab ich ihm härtere Speisen, z. B. gekochtes Gemüse, Aepfel, Birnen, gelbe Rüben, Brod u. s. w. Ich ließ ihm ein rothes Jäckchen und ein grünes Mützchen machen, kaufte ihm ein blaues Halsband mit einer Schelle und unterwieß ihn in verschiedenen Kunststücken. Er bemerkte alles sehr leicht; denn die Affen sind überhaupt recht gelehrige Thiere.

Die Gewohnheit, die alle Affen haben, hat er auch, nemlich, alles nachzumachen, was sie Andere thun sehen. Er hat deßhalb von mir schon manche Wixe bekommen.

Ludwig. Ey! warum denn? —

Palko. Das sollst du gleich hören. Einmal machte ich für meine Kinder ein kleines Häuschen von Holz. Ich schnitt alles zu rechte und legte die einzelnen Hölzchen in Ordnung; die Späne warf ich zum Fenster hinaus in den Bach, der fast daran vorbey floß. Kickericki hatte mir in einem Winkel aufmerksam zugesehen. Kaum gehe ich Dir auf einige Minuten aus der Stube; so schleicht sich Kickericki zu meinem Ar,

beitstische, nimmt das Messer und schnitzt an den Hölzchen, ergreift dann einen großen Theil davon, öffnet das Fenster und wirft sie zum Fenster hinaus in den Bach.

Ich trete in die Stube, und sehe den kleinen Schreiner hinter dem Tisch, mit dem Messer in der Pfote. Kaum erblickt er mich, so läßt er das Messer auf die Erde fallen und springt, was er springen kann, in seinen Winkel. Ich komme herbey und finde die geschnitzten Hölzchen in der größten Verwirrung; und viele gar nicht mehr da. Ich nahm die Ruthe und gab dem heulenden Kickericki einige Streiche damit, weil ich glaubte, ihm dadurch seine Unart abzugewöhnen.

Aber das half nichts. Gleich den Tag darauf ließ ich mir eine Flasche Wein bringen; denn es war mir übel. Ich trank einige Gläschen davon, und legte mich etwas in die Kammer auf mein Bett. Da schleicht dir Kickericki zu dem Schränckchen, in welchem der Wein stand, nimmt ganz leise die Flasche und das Glas und will einschenken; er guckte immer nach der Kammer, wo ich war, und machte ein furchtsames Gesicht. Er hatte die Flasche nicht recht gefaßt, und hielt sie auch vor Angst, nicht fest genug, kurz, die Flasche fiel ihm aus den Pfoten und zerbrach in tausend kleine Stücke. Da floß nun der theure Wein auf der Erde. Ich sprang aus der Kammer und rief: Was hast du wieder gemacht, Kickericki?

Kickericki stand ganz betrübt im Winkel, rerzog das Gesicht, sah mich nicht an, klapperte heftig mit den Zähnen und fing an zu schreyen. Das half aber nichts. Kickericki bekam die Ruthe.

Es dauerte nicht lange, so kam ein armer Mann vor mein Fenster und bat um Almosen. Ich öffnete einen kleinen Wandschrank, und nahm aus einer offenen Schachtel einige Pfenninge, die ich dem armen Manne gab. Dieß sieht mein Kickericki. Eines Tages, da ich in dem Garten bin, stellt sich Kickericki zum Fenster hin und guckt in die Gassen. Einige Knaben die ihn sehen, kommen herbey gelaufen und treiben ihren Spaß mit ihm. Kickericki springt vom Fenster, öffnet den Wandschrank, nimmt die Schachtel; worin ich einiges Geld hatte, und wirft dieses den Knaben zu.

Zum Glück war unter den Gassenjungen einer so brav, und meldete mir, was Kickericki eben gethan hatte. Ich sprang in die Stube, gab ihm eins auf den Buckel und forderte von den Knaben das Geld zurück. Solcher Streiche hat er mir mehrere gespielt; wie oft hat er mir die Milch weggeschmaußt, die zum Frühstücke bestimmt war.

Ludwig lachte sehr über die Pfiffe des schlauen, diebischen Kickericki und fragte den Mann aus Pohlen, ob denn dieses von Affen zu befürchten sey?

Alle, alle Affen, antwortete Palko, haben die Gewohnheit, daß sie alles nachahmen und wegstehlen, was ihnen gefällt. Von der Nachahmungssucht der Affen, weiß ich manches Geschichtchen.

O erzählen Sie! erzählen Sie, rief Ludwig.

Palko erzählte hierauf unter andern folgendes:

Ein Affe saß gerade in der Stube seines Herrn, als zu diesem der Barbier kam und ihm seinen Bart abnahm. Der Herr setzte sich auf einen Stuhl, und der Barbier band um seinen Hals ein weißes Tuch; dann bestrich er sein Kinn mit Seife, ergriff ein scharfes Barbiermesser und nahm ihm damit den Bart weg.

Der Affe sah mit großer Aufmerksamkeit zu. Der Barbier ging fort und der Herr verließ auch die Stube. Sogleich wandelte den Affen die Lust an, den Barbier zu spielen und das zu thun, was er that.

Der Affe fand aber niemand, den er barbieren konnte. Er sieht sich um, und erblickt eine Katze. Diese erwischt er und kehrt sich nicht im geringsten nach ihrem Maugeschrey. Er bindet sie an einen Sessel fest, sucht ein Tuch, und findet einen schmutzigen Lappen; diesen bindet er der Katze um; statt der Seife, nimmt er eine Flasche Dinte und übergießt damit den Kater. Dann sucht er ein Messer; findet aber bloß eine Scheere. Diese ergreift er und sticht, kneipt,

rauft und schneidet die Katze so sehr, daß sie in ein jämmerliches Geschrey ausbricht, und einige Menschen herbey ruft, die sie aus den Händen des ungeschickten Barbiers befreyen.

F! das ist doch zu arg, sprach Ludwig. Wollen Sie denn Ihrem Kickericki nicht auch etwas zu fressen geben? Wenn Sie es erlauben, so will ich ihm ein Stückchen Braten hintragen.

Bewahre! sprach Palko; die Affen fressen kein Fleisch. Und Kickericki kann immer heute Hunger leiden. Er verdient diese Strafe, wegen seiner Naschhaftigkeit. Komme ich nach Hause, so muß mir Kickericki Dambret spielen lernen.

Ludwig. Das ist nicht Ihr Ernst, lieber Mann!

Palko. Mein vollster Ernst. O so was lernen die Affen auch, und ich habe welche gesehen, die auf dem Schachbrete recht gut spielten, welches doch viel schwerer zu spielen ist als das Dambret.

Man stand vom Tische auf; der Mann aus Pohlen ließ die Thiere noch Einmal tanzen und den alten Martinko eine kleine Trommel schlagen. Hierauf dankte Palko dem Herrn Lindemann für die freundschaftliche Bewirthung und marschirte weiter. Alle wünschten ihm eine recht glückliche Reise.

# Herr Werner.

## Erste Erzählung.

Zufrieden lebte in einem ruhigen Dorfe Herr Werner, der mit allerhand Sachen handelte und sich durch seine Gefälligkeit und Redlichkeit die Liebe Aller erwarb, die im Dorfe wohnten. Man nannte ihn gewöhnlich den guten Werner.

Es ist doch etwas erfreuliches, wenn man von Andern geliebt wird. Dieß fühlte Herr Werner oft. Die Einwohner zu Grünwald, wo er lebte, machten sich ein Vergnügen daraus, ihrem guten Werner das Leben recht angenehm zu machen. Sie nahmen herzlichen Antheil an allem, was ihm begegnete, an seinen Freuden und Leiden. Einmal pflanzten sie ihm in der Nacht vor seiner Thüre ein Paar schöne Lindenbäume. Es war gerade der Geburtstag des guten Mannes. Er erwachte, kleidete sich an, und ging ans Fenster, um sich an dem Anblicke der Sonne zu laben, die hinter den Bergen, wie eine goldene, glänzende Scheibe emporstieg. Werner sah zum Fenster hinaus, und erblickte die gepflanzten Lindenbäume. O wie gerührt wurde er! er faltete die Hände, sah gen Himmel und sagte: Dank' dir, lieber Vater! daß du mir so viele Freunde und mit ihnen so viele Freuden schenkst. Eine Thräne glänzte in seinem Auge.

Herr Werner hatte drey Söhne, über die er sich recht innigfreute. Allein der älteste, Herrmann, hatte sich durch Verkältung eine böse Krankheit zugezogen und starb in seinem dreyzehnten Jahre. Wilhelm, der mittlere bekam die Blattern, mußte lange kränkeln und starb auch, als er noch nicht völlig zehn Jahre alt war.

Herr Werner wurde über den Verlust seiner zwey Söhne sehr betrübt; doch tröstete er sich damit, daß er noch einen übrig behalten hatte, und daß Gottlieb — so hieß der eine — ein folgsamer, fleißiger, guter Knabe war.

Froh und zufrieden lebte der kleine Gottlieb. Er tummelte sich mit seinen Kameraden auf den Wiesen herum, lernte viel und machte seinem Vater Freude.

Herr Werner wollte aus seinem Sohne einen rechtschaffenen und geschickten Mann machen. Allein in Grünwald konnte er nicht so viel lernen, als sein Vater wünschte. Herr Werner dachte über die Sache nach und faßte den Entschluß, sich von Gottlieb zu trennen, so wehe es ihm auch that.

Es war Sonntag. Nachmittags nahm Herr Werner seinen Sohn bey der Hand, und machte mit ihm einen Spaziergang. Sie kamen in ein anmuthiges Thal, durch welches ein klarer Bach rieselte. An das Thal grenzte ein dunkles Wäldchen, worin die Vögel ein herrliches Concert

machten. Das Wäldchen hatte Gottlieb schon lange recht lieb gewonnen und besuchte es öfters. Man war einige Minuten in demselben herumgewandelt, als man auf eine schöne Waldwiese kam, die von hohen Tannenbäumen umgeben war.

Hier auf dieser grünenden Wiese wollen wir uns niedersetzen, mein Sohn! sprach Herr Werner zu Gottlieb. O wie schön ist es hier! wie schön!

Als Sohn und Vater einige Minuten gesessen hatten, ergriff Herr Werner Gottliebs Hand und sagte zu ihm in einem väterlichen Tone: Mein lieber Gottlieb; du bist nun schon dreyzehn Jahre alt und in diesen dreyzehn Jahren hast du mir viele Freuden durch dein gutes Betragen gemacht. Ich hoffe, du wirst dieses auch noch ferner hin thun.

Gottlieb ergriff die Hand des Vaters, küßte sie und sprach gerührt: Lieber Vater, ich will es gewiß thun.

Ich wünsche, fuhr Herr Werner fort, daß du einmal ein rechtschaffener und geschickter Mann werden mögest. Aus dieser Ursache muß ich mich von dir trennen. (Gottlieb blickte seinen Vater mit einem ängstlichen Gesichte an.) Es darf dir nicht bange werden. Es ist dafür gesorgt, daß du an dem Orte, wohin ich dich in die Schule schicken will, einen Mann findest, der Vaterstelle bey dir vertreten, der dich so lieben, so für dein Bestes sorgen wird, wie ich.

O lieber Vater! sagte Gottlieb, es wird mir schwer fallen, dich zu verlassen.

Und mir auch, mich von dir zu trennen, erwiederte Herr Werner. Doch wir scheiden ja nicht auf immer. In einigen Jahren sehen wir uns wieder und freuen uns des Wiedersehns. Lieber Sohn! wenn du mir dann zurückkommst, mit einem reinen, unschuldigen Herzen, wenn du wiederkehrst als ein starker, rechtschaffener Jüngling und mit dir bringst recht viele Kenntnisse nnd edle Gesinnungen, o dann, lieber Sohn! will ich dich mit väterlicher Liebe in meine Arme schließen, will deine Wangen mit Freudenthränen benetzen, dich hinführen an das Grab deiner lieben Mutter und da dem Himmel danken, daß du gut bist und meinen frömmsten Wunsch erfüllst.

Gottlieb vergoß heiße Thränen, nahm seinen Vater, bey der Hand, drückte sie und blieb stumm. Er war zu gerührt, als daß er Ein Wort hätte sprechen können.

Es näherte sich der Tag, an welchem Gottlieb seine Vaterstadt verlassen, und nach Ruhstadt reisen sollte, welcher Ort fünfzig Meilen von Grünwald entfernt war.

Herr Werner hatte in Ruhstadt einen guten Freund. Er hieß Albert. An diesen Freund schrieb Herr Werner, ob er nicht seinen Sohn zu sich nehmen, ihm Wohnung und Kost

geben könnte? Herr Albert schrieb, er wollte dieß gerne thun, Herr Werner sollte ihm seinen Sohn nur zuschicken.

Bevor Gottlieb Grünwald verließ, führte ihn sein Vater auf den Gottesacker und zeigte ihm einen Hügel, auf welchem ein Rosenbusch stand.

Unter diesem Hügel, sagte Herr Werner, liegt eine sehr rechtschaffene Frau begraben, sie war so gut! so gut!

Herrn Werner flossen die Thränen von den Wangen. Gottlieb, sagte er, unter diesem Hügel liegt deine Mutter. Ach! sie starb, als du noch ganz klein warst und sie noch nicht kanntest.

Gottlieb weinte und sagte: die gute Mutter!

Mein Sohn, sprach Herr Werner, werde so gut, als sie war.

Gottlieb schmiegte sich an den Vater, sah ihn wehmüthig an, und in seinem Auge konnte man das Versprechen lesen; ich will gut sein, wie die Mutter es war.

Als Vater und Sohn nach Hause kamen, fanden sie einen Mann da, der schon eine Viertelstunde auf sie wartete.

Willkommen: willkommen! lieber Marx sagte Herr Werner: Der Mann, ein Einwohner von Grünwald, bot darauf Herrn Werner einen guten Tag und drückte ihm freundlich die Hand.

Herr Werner. Was bringt Ihr uns Gutes, lieber Marx; setzt Euch nieder bey uns; Gottlieb gib einen Stuhl.

Marx. Nehmen Sie mirs nicht für ungut, lieber Herr Werner. Ich will Sie nur fragen, ob es denn wahr ist, daß Gottlieb bald Grünwald verläßt?

Herr Werner. In acht Tagen, lieber Marx.

Marx. Der arme Gottlieb! Sie werden ihn doch auf einem Wagen wegführen lassen?

Herr Werner. Ja, auf einem kleinen Wagen; nur bis Sonnefeld. Es ist eine gute Tagereise von hier. In Sonnefeld hab' ich einen Freund, der reist zu Schiffe bis Ruhstadt und nimmt meinen Sohn mit.

Marx. Darf ich mich wohl zum Fuhrmanne antragen? Lieber Herr Werner, Sie haben mir und meinen Kindern schon viele Gefälligkeiten erwiesen; ich wünsche Ihnen nun auch einmal einen Dienst zu erweisen.

Herr Werner. Das ist mir lieb, daß Ihr meinen Sohn bis Sonnefeld fahren wollt. Was zahle ich Euch denn?

Marx. Was Sie zahlen? — Nichts lieber Herr Werner.

Herr Werner. Umsonst verlang' ichs nicht.

Marx. Ich hoffe, Sie werden mir die Freude lassen, dankbar zu seyn. Adieu, Herr Werner! es bleibt dabey, daß ich Ihren Sohn fahre.

Herr Werner. Adieu! braver Marx! Es bleibt dabey.

Einen Tag zuvor, ehe Gottlieb abreiste, kamen seine kleinen Freunde zu ihm und nahmen Abschied. Jeder brachte ihm etwas zum Andenken mit, Johann eine kleine nette Scheere, Konrad ein zweyschneidiges Federmesser, Christoph eine schön lakirte Federbüchse und Adolph ein allerliebstes kleines Buch.

Die kleinen Freunde trennten sich sehr hart von ihrem Gottlieb, den sie herzlich liebten. Sie umarmten und küßten sich, weinten und versprachen, einander recht oft zu schreiben.

Die Sonne ging am andern Morgen eben auf, als Marx mit einem kleinen Reisewagen vor des guten Werners Thüre stand. Gottlieb war schon aufgestanden und angekleidet. Sein Koffer wurde auf den Wagen gepackt, und alles in Richtigkeit gebracht. Einige Anverwandte von Herrn Werner kamen auch dazu.

Der Abschied war rührend. Alles weinte, als Gottlieb den Wagen bestieg. Brust an Brust hingen Vater und Sohn, und konnten sich kaum von einander losreißen. Die goldene Sonne stieg immer höher und warf ihre Strahlen auf verweinte Gesichter. Leb wohl, mein Sohn! Leb wohl, mein Vater! So rief man, und der Wagen rollte fort.

Ernst und wehmüthig sah der Vater dem Sohne nach und sagte zu den umstehenden Freunden: der Wagen führt meine ganze Freude davon. O wie glücklich werde ich seyn, wenn ich

meinen Sohn wieder in meine Arme schließe und in ihm einen rechtschaffenen und geschickten Jüngling finde.

## Herr Werner.

### Zweyte Erzählung.

Am zweyten Tage, als die Sonne unterging, kam Marx mit seinem rasselnden Wagen wieder in Grünwald an. Er brachte Herrn Werner von seinem Sohne tausend herzliche Grüße mit.

Herr Werner fragte den ehrlichen Marx von neuem, was er ihm für die Fuhre zu bezahlen hätte?

Marx wollte nichts annehmen. Lieber Herr Werner, sagte er, glauben Sie denn, daß ich ein undankbarer Kuckuck bin? Sie haben mir, meinem Weibe und meinen Kindern schon sehr viel Gutes erwiesen, Sie haben mir vor drey Jahren, als das Getreide für schweres Geld nicht zu bekommen war, einige Metzen Roggen, und im letzten Winter, wo man die grimmige Kälte fast nicht aushalten konnte, eine halbe Klafter Holz geschenkt und noch gar vieles an mir gethan, was ich jetzt nicht erzählen will, Sie haben unter andern —

Herr Werner. Schweigt, lieber Marx. Ich hab' alles gern gethan, und es war meine

Pflicht es zu thun; denn Ihr seyd ja arm und ein rechtschaffener Mann.

Marx. Nicht wahr, ein rechtschaffener Mann ist auch dankbar?

Herr Werner. Wohl wahr. Aber nehmt wenigstens dieses wenige an. (Herr Werner reicht ihm einen Speciesthaler)

Marx. Nein, nein, Herr Werner! daraus wird nichts! Adjeu! Adjeu!

Du ehrliche Haut, sagte Herr Werner bey sich selbst. Es wäre Sünde, wenn man so einen Menschen in seiner Noth nicht unterstützte.

In einem Monate kam eine Frau auf Herrn Werners Stube. Sie hatte einen Brief in der Hand, den übergab sie dem guten Werner. Er hatte eine große, große Freude darüber, denn der Brief war von Gottlieb. Er schrieb, daß er glücklich in Ruhstadt angekommen und von Herrn Albert wie ein Sohn aufgenommen worden sey. Auch schrieb er noch manches Herzliche, was den Vater stark rührte.

Herr Werner lebte nun ohne Sohn. Anfangs wurde ihm dieses etwas schwer, aber er fand sich bald darein; denn es war nun einmal nicht zu ändern. Wann er seine Tagesgeschäfte geendigt hatte, setzte er sich gewöhnlich in einen Winkel, oder in dem Garten in eine Laube und dachte an Gottlieb; und Gottlieb dachte auch oft an ihn. Immer war es ein sehr froher Tag für Herrn Werner, wann er von seinem Sohn einen herz-

lichen Brief bekam. Denn Eltern freuen sich gar sehr über die Briefe ihrer fernen Kinder, und diese sollten daher ihren Eltern öfters diese Freude machen.

Auch Herr Albert schrieb zuweilen an Herrn Werner, und gab seinem Gottlieb ein gutes Zeugniß. Er sagte, daß Gottlieb fleißig, ordnungsliebend, gefällig und sittsam sey, daß er nur mit guten Knaben umgehe und von seinen Lehrern geliebt werde.

Darüber hatte Werner eine große Freude. Lieber Leser, mache, daß du auch ein solches Zeugniß bekommst, und dadurch deinen guten Eltern Freude machst.

Schnell verfloß ein Tag nach dem andern, eine Woche, nach der andern, ein Monat, ein Jahr nach dem andern. Herr Werner wurde älter und immer älter, sein Haar ward weiß, es glänzte wie Silber, sein sechzigster Geburtstag rückte heran, aber der brave Mann war noch immer munter und vergnügt.

Schon vier Jahre waren verflossen, seitdem Gottlieb das väterliche Haus verlassen hatte Der Vater sehnte sich gar sehr, ihn wieder zu sehen und Gottlieb wünschte auch nichts mehr, als seinem Vater einmal wieder an die Brust zu sinken.

Die Einwohner von Grünwald, die Herrn Werner wie ihren Vater liebten, wollten ihm an seinem sechzigsten Geburtstage eine recht große Freude machen. Es versammelten sich viele von

ihnen in einem Hause und berathschlagten sich darüber. Mit Sehnsucht sah man dem Tage entgegen.

Der Geburtstag erschien. Herr Werner schlief sanft. Als die Sonne eben aufsteigen wollte, ertönte vor seiner Schlafkammer eine liebliche Musik. Werner erwachte. Man klopfte an die Hausthüre. Sie ward geöffnet. Zwey ehrwürdige Greise aus Grünwald traten in das Haus und in die Stube des sechzigjährigen Werners.

Werner erstaunte über diesen unerwarteten Besuch. Die zwey Greise traten ihm näher, faßten ihn bey der Hand und sagten: „Erleben Sie noch vielmal diesen frohen Tag. Vor dem Hause stehen einige Freunde von Ihnen und wünschen Sie in Ihrer Mitte zu sehen.“

Herr Werner trat, von den zwey Greisen geführt, vor die Thüre. Viele Grünwälder standen hier in zwey Reihen. Sie empfingen den gerührten Mann mit dem Ausrufe: Es lebe unser guter Werner hoch! Die Musikanten bliesen darauf mit ihren langen Trompeten auch ein Lebehoch!

Herr Werner dankte den Grünwäldern mit Thränen für ihre Freundschaft, und ging durch die Reihen. Aber wie froh erstaunte er, als er am Ende der Reihen einen Mann erblickte, dessen Gesicht ihm sehr bekannt vorkam. Der Mann fiel ihm in die Arme und Werner rief entzückt!

entzückt: Albert! bist du's? ja du bists, Albert! du bists!

Als die Freunde, die sich schon zwanzig Jahre nicht gesehen hatten, sich in den Armen lagen, sprang hinter einem Baume ein schöngewachsener Jüngling hervor, und sank Herrn Werner an die Brust.

Himmel! rief Werner ganz außer sich vor Freude, Himmel! es ist mein Sohn! es ist Gottlieb!

Werner weinte, es weinte Gottlieb und Albert, und mit ihnen alle Grünwälder, die zugegen waren. Dieser Auftritt läßt sich nicht beschreiben, man muß ihn gesehen haben, wenn man sich ihn in seiner ganzen Schönheit vorstellen will.

Alle Grünwälder mußten bey Herrn Werner bleiben und mit ihm in seinem Garten ein einfaches Frühstück genießen.

Albert erzählte, daß er in dieser Gegend nothwendige Geschäfte habe, und daher eine Reise hierher unternehmen mußte; daß Gottlieb ihn bat, ihn mitzunehmen, daß er dieß gethan habe, da ohnedem jetzt keine Schule gehalten würde, und daß er gestern spät in der Nacht in Grünwald angekommen sey, und in dem Wirthshause erfahren habe, was heute hier vorgehen würde. Es war mir dieß ungemein lieb, sagte er, und ich entschloß mich gleich, durch meine Gegenwart, und durch die Gegenwart Gottliebs, die heutige Freude zu vermehren.

Der sechzigste Geburtstag des guten Werners war ein Tag der Freude. Albert und Gottlieb blieben noch ein Paar Tage in Grünwald und reisten dann wieder nach Ruhstadt ab.

Herr Werner lebte noch zehn Jahre. Im siebzigsten Jahre ward er neben seiner Frau begraben. Das ganze Dorf stand um sein Grab und weinte, und lange wurde der Hügel, unter dem er liegt, mit frischen Blumen bestreut.

Gottlieb war auch bey der Leiche; und ließ auf das Grab seines Vaters einen Rosenbusch pflanzen. Er ist jetzt Pfarrer in Grünwald und ganz Grünwald liebt ihn wie seinen Vater, denn er besitzt die nehmlichen guten Eigenschaften. Man sieht ihn oft auf Werners Grab.

---

## Der Bauchjunge.

Herr Traumann hatte zwey Schüler und vier Schülerinnen. Euphrosine, die stille und sanfte, liebte Ordnung und Reinlichkeit, Lotte den Putz und den Tanz, Eleonore Musik und Gesang, Philipp liebte den Fleiß und die Bücher und Casper — was liebte Casper wohl? Casper liebte den — Bauch.

Alle lernten was, nur mit Casper wollt's nicht recht fort. Herr Traumann hatte mit ihm seine liebe Noth. Aber das kam daher, weil Casper an nichts dachte, als an den Bauch und an das Essen.

Wenn Casper nur eine volle Schüssel auf dem Tische sah, dann war er seelenvergnügt, dann war er munter und that gern, was man ihn thun hieß. Wann er sich des Abends zu Bette legte, so freute er sich schon auf das morgende Frühstück, und wann er des Morgens aufstand, so fragte er: was bekommen wir heute zum Morgenbrod? Wann die Glocke sieben schlug, so hörte er sie nicht gerne, denn er mußte dann in die Lehrstunde; aber schlug sie zwölf, dann hörte er sie gern und zählte mit grossem Wohlbehagen alle zwölf Schläge; denn dann gings zu Tische.

In den Lehrstunden war Casper nicht gut aufgelegt, er merkte nicht auf das, was gesagt wurde, sondern sah die Decke der Stube an, lümmelte sich, wie ein Stallknecht, auf den Tisch, schlug mit den Beinen herum, plauderte und — lernte nichts. Ein voller Bauch studiert nicht gern, sagt das Sprüchwort, und dieß traf bey Casper ganz ein.

Es war gar keine Freude neben Caspern am Tische zu sitzen. Er konnte es kaum erwarten, bis sein Teller gefüllt war; und dann aß er so schnell und stopfte so viel auf einmal in seinen Mund, daß er stark geschwollen aussah. Hatte er seine Portion aufgegessen, so bat er noch um Eine, und ließ sich wohl noch die Portion seines Bruders, oder einer seiner Schwestern schenken.

Wollte dieses Herr Traumann nicht zulassen, so machte er ein Novembergesicht.

Wann Casper sich voll gegessen hatte, so war nichts mit ihm anzufangen. Er war mürrisch und verdrüßlich. Fragte man ihn was, so antwortete er nicht, sondern bewegte bloß die Lippen und zischelte etwas durch die Zähne. Machte man ein Späßchen mit ihm, so wurde er unwillig und machte Augen wie ein Schuhu.

Herr Traumann hatte mit Caspern viel Verdruß. Weil er nichts lernte, so konnte er nicht viel Kluges sprechen, und darum konnte man ihn nicht mit in Gesellschaft nehmen. War Herr Traumann mit seinen Kindern irgendwo eingeladen und Casper ging mit, so war Casper stumm wie ein Fisch, und wann er was vorbrachte, so klangs recht albern. Alle, die ihn kannten, hielten nichts von ihm und hießen ihn, spottweise, den Bauchiungen.

Herr Traumann ermahnte Caspern oft, er sollte mäßiger seyn und nicht so viel essen, weil er sich dadurch leicht krank machen könnte. Manchmal folgte er Herrn Traumann; aber wann es Reißbrey, Dampfnudeln, Zwiebelkuchen, Krautstrudeln oder eine Pastete gab, dann folgte er Herrn Traumann nicht.

Gib Acht! Casper! gib Acht! sagte dann Herr Traumann; du wirst einmal recht krank werden, wirst das Bett hüten, Brechpülverchen einnehmen und in der Stube sitzen müssen, wann

wir andere auf der Wiese spielen, über den Bach hüpfen, und im Walde herum wandeln.

Was geschah? Caspers Vater feyerte seinen Geburtstag. Er ließ viele Freunde zu sich einladen, und der Tag war für alle ein frohes Fest. Die Mutter hatte Kuchen und Pasteten gebacken, Hühner, Tauben und noch gar vielerley gebraten; es wurden gesottene und gebackene Fische aufgetragen, verschiedene Brühen vorgesetzt, auch standen einige Flaschen Tokayer auf dem Tische.

Man aß und trank, aber jedermann genoß nur so viel, als der Magen vertragen wollte. Bloß Casper machte davon eine Ausnahme. Das war so ein recht erwünschter Tag für ihn. Er wünschte, daß es alle Tage so zuginge. Seine Mutter ermahnte ihn zur Mäßigkeit; aber Casper schlug an die Stiefeln und rief: juchhe! heute ist Vaters Geburtstag, da muß man lustig seyn und etwas mehr essen und ein Gläschen mehr trinken! —

Aber des Abends schlug Casper nicht mehr an die Stiefeln und rief nicht mehr juchhe! Er hatte zu viel gegessen, und sich den Magen verdorben. Sein Gesicht sah todtenblaß aus, Casper hatte keine Kräfte, es würde ihm immer übler, er erbrach sich und mußte sich ins Bett legen.

Caspers Mutter wurde ängstlich, als sie ihren Sohn sah. Ach! sagte sie, er sieht so leichenblaß aus, der arme Junge! ach! wenn er uns

nur nicht stirbt. Lisbet laufe gleich zum Herrn Doctor Flink und sage, daß er sich zu uns bemühe.

Der Doctor kam. Er fühlte an Caspers Hand den Puls, der sehr unordentlich ging. „Der Knabe, sagte er, kann sich zu Tode essen, wenn Sie ihn nicht zur Mäßigkeit gewöhnen. Das viele Essen schadet der Gesundheit gar sehr“. Er bat sich dann ein Stückchen Papier, Dinte und eine Feder aus. Hierauf setzte er sich an den Tisch und schrieb etwas (man heißt so was ein Recept.) Mit diesem Papier schickte er die Magd in die Apotheke. Sie kam bald zurück und brachte ein Fläschchen graue Medicin.

Casper mußte einen Löffel von dieser grauen Medicin einnehmen. Sie schmeckte ihm nicht so gut, als Apfelsuppe; denn er verzog das Maul gar gewaltig. Alle Stunden mußte er wieder einen Löffel davon einnehmen. Dieß dauerte drey Tage. Dann brachte der Doctor kleine runde Kügelchen; sie waren so groß wie eine kleine Erbse und hießen Pillen. Die Pillen schmecken sehr bitter. Deßwegen that man sie immer in eine gekochte Pflaume, oder in ein weichgesottenes Ey, und so verschluckte sie Casper.

Casper mußte vierzehn Tage das Bett hüten. Er litt viele Schmerzen. Seine Mutter, sein Vater und seine Geschwister waren immer um ihn, auch Herr Traumann machte ihm des Tags einigemale Besuch. Aber das half Caspern doch

nicht viel. Er war übelgestimmt und sehnte sich in die freye Natur. Wann er hörte, daß Herr Traumann mit den übrigen ausging, so wär' er gern vom Bette gesprungen und ihm nachgelaufen; allein er mußte bleiben, wo er war.

O wie freute sich Casper, als der Doctor eines Tages sagte! Nun, Casper! Morgen kannst du schon die Stube verlassen, und wenn es warm ist, auf die Wiese springen; und nach drey Tagen darfst du auch baden. Aber nimm dich ja in Acht, daß du nicht zu viel ißt; das zweyte Uebel könnte dann größer werden, als das erste. Iß' immer nur so lang, als du hungrig bist, und trinke nur, wann du durstig bist. Am besten ists, wenn man nur so viel ißt, daß man noch immer ein klein bischen hungerig bleibt.

Casper dankte dem Doctor, daß er ihn wieder gesund gemacht habe und versprach seinen Rath zu befolgen.

## Casper ist wieder gesund und doch auch krank.

Nun war Casper gesund und er konnte wieder mit den übrigen ins freye Feld spazieren. Jetzt sah er erst recht ein, was für ein großes Gut die Gesundheit sey. Er wollte nie mehr krank werden.

Casper besuchte nun auch wieder die Lehrstunden und war viel aufmerksamer als sonst.

Aber Herr Traumann bemerkte etwas an ihm, was ihm gar nicht gefallen konnte.

Man hatte Caspern während seiner Krankheit gar zärtlich behandelt. Er hieß immer das liebe Söhnchen! das gute Brüderchen! das arme Casperchen! Was er verlangte, geschah, und wenn er sich nach irgend einer Sache sehnte, so wurde sie gleich herbey geschafft.

Casper hatte sich ganz an diese zärtliche Behandlung gewöhnt und wollte, daß man ihn auch nach seiner Krankheit, als er schon wieder völlig gesund war, das liebe Söhnchen, das gute Brüderchen, das artige Casperchen nennen und ihm alles nach Willen thun sollte; welches ganz und gar nicht anging.

Casper hatte oft sonderbare Einfälle und da wollte er immer, daß sich die andern nach diesen Einfällen richten sollten. Wann alle in der Lehrstunde waren, so kams ihm zuweilen in den Kopf, es wäre doch besser, wenn man spazieren ginge, und nun wollte er Herrn Traumann überreden, dieses zu thun. Wann er bey seinen Geschwistern eine Sache sah, die ihm gefiel, so verlangte er sie und wurde böse, wenn er sie nicht erhalten konnte. Wann ihm die andern nur ein einziges Wort sagten, das er nicht gerne hörte, oder ihn etwas anrührten, so fing er an mit ihnen zu zanken und sie bey Herrn Traumann zu verklagen.

Auch Herr Traumann hatte seine liebe Noth mit ihm. Casper glaubte, er könnte sich jetzt mehr erlauben als sonst, und er war oft wirklich recht unartig. Herr Traumann konnte als rechtschaffener Mann nicht still dazu schweigen. Er tadelte Caspers Unarten und ermahnte ihn ganz liebreich, sich anständig und sittsam zu betragen.

Da hätte man Caspers Gesicht ansehen sollen! er verzog es wie ein Pavian, murmelte etwas in das Kinn, und war recht unwillig, daß Herr Traumann es so gut mit ihm meynte. Wann Herr Traumann etwas schärfer sprach, so fing er an zu weinen, wie ein Kind von zwey Jahren.

Einmal stand er in der Lehrstunde von seinem Sitze auf, ging ans Fenster und ließ seinen ledernen Ball herausfallen. Ach! mein Ball! mein Ball! rief er und wollte hinausspringen und ihn hohlen.

Du bleibst in der Stube, Casper! sagte Herr Traumann und setzest dich auf deinen Platz.

Aber mein Ball ist herausgefallen, erwiederte Casper, ich muß ihn holen, da hilft nichts.

Du mußt hier sitzen bleiben, da hilft nichts, versetzte in einem festen Tone der Lehrer.

Casper fing an zu weinen sagte: ich muß heraus, ich muß zur Mutter.

Darüber wurde Herr Traumann unwillig und sprach, indem er Caspern bey der Hand nahm! So gehe hin, wohin du willst; aber komme mir nicht wieder. Ich will mit dir nichts mehr zu schaffen haben. Glaubst du denn, daß sich alles nach deinem Köpfchen richten werde? Gehorsamer Diener!. Du bist am Leibe wieder gesund, aber an der Seele bist du krank. Du meynst, alles müsse geschehen, was dir einfällt, du nimmst keine Ermahnungen mehr an, du zankst wegen nichts und für nichts mit den übrigen, du machst Eulengesichter, wann nicht alles nach deinen Einfällen geht, kurz du bist ein eigensinniger Junge, und mußt kuriert werden; denn Eigensinn ist eine häßliche Krankheit. Geh du nur fort, damit du mir nicht auch die andern ansteckst.

Als Casper sah, daß Herr Traumann Ernst machte, ih fortzuschaffen, stutzte er nicht wenig, erschrack, faßte Herrn Traumann bey der Hand und bat, was er bitten konnte, er möchte ihn doch hier behalten nnd das vergessen, was vorgefallen sey; er werde es in Zukunft nie mehr thun.

Das will ich mir auch sehr verbitten, sprach Herr Traumann. Eigensinnige Kinder sind mir, und jedem rechtschaffenen Menschen, unausstehlich. Mir wird es immer übel, wenn ich mich in der Nähe von einem solchen Kinde befinde. Ich hoffe, du wirst dein Versprechen halten, Casper, und den häßlichen Eigensinn ablegen.

Du kannst nun hier bleiben, und wenn du thust, was du versprochen hast, so sind wir wieder gute Freunde.

Casper wiederhoite sein Versprechen und in einigen Monaten war Herr Traumann mit seiner Aufführung beynahe so zufrieden, wie mit der Aufführung Philipps und der drey Schwestern, Euphrosine, Lotte und Eleonore. Jetzt wurde er auch nicht mehr der Bauchjunge genannt.

---

## Der Reißbrey und der Kürbis.

Das Haus des Herrn Winter lag zwischen Gärten, Wiesen und Aeckern. Er hatte zwey Söhne und vier Töchtern. Alle Kinder machten Herrn Winter Freude, nur ein einziges nicht, und dieß war Jakob.

Jakob war ein leichtsinniger, flatterhafter Knabe. Er dachte selten darüber nach, was er that, und deßwegen ging ihm alles verkehrt. Er machte sich und andern viel Verdruß.

Unter die Unarten, die Jakob an sich hatte, gehörte auch die, daß er nicht sah, wohin er trat. Er sprang gern wie ein Ziegenbock herum, und das hätte er immer thun mögen. Allein, daß er das Gras auf den Wiesen, das Getreide auf den Aeckern und die Blumen im Garten zertrat, das war nicht recht.

Sah Jakob einen Schmetterling, bums! da rannte er ihm nach und zertrat das schöne Gras auf den Wiesen. Sah er eine Henne im Garten, da nahm er Steine, warf auf sie und lief ihr nach, und da trat er immer auf das Gemüse und auf die Blumen, die im Garten standen. Dieß that er auch, wann er mit seinen Kameraden den Letzten oder Jagd spielte.

Viele Menschen, denen Jakob durch seine Unvorsichtigkeit Schaden zufügte, beklagten sich darüber bey seinem Vater, der sich über die Unart seines Sohnes sehr betrübte. Herr Winter war ein stiller Mann und gegen die Fehler Jakobs zu nachsichtig. Er machte ihm zwar Vorstellungen, aber die halfen nichts.

Jakob triebs immer ärger. Das verdroß Herrn Winter und er sagte: Jakob, wenn du es so bunt treibst und fremde Sachen nicht schonst, sondern sie zertrittst und verdirbst, so muß ich strenger gegen dich verfahren. Wer wird sich denn von so einem leichtsinnigen Jungen seine Sachen verderben lassen! Man freut sich über die Blumen, über das Gemüse und Gras, und da kommt auf einmal ein schlechter Bursche und raubt einem die Freude, und zertritt das, was man mit Mühe gepflanzt und sorgfältig gepflegt hat. Pfui! schäme dich, daß man so was von dir sagen muß! —

Es waren noch nicht drey Tage verflossen, daß Jakob von seinem Vater diese Lection bekam,

als er von neuem den alten Fehler beging. Er lief von einem Hügel auf die Wiese, und wälzte sich in dem Grase herum. Das bemerkte sein Vater. Wart', dacht er bey sich, das Bürschchen soll jetzt nicht mehr ungestraft davon kommen.

Der Abend rückte heran und Jakob kam von der Wiese nach Hause. Er war sehr hungrig. Leise schlich er sich in die Küche und guckte in die Pfanne. Vergnügt sprang er in die Stube und meldete voll Freuden seinen Geschwistern, daß es heute zum Abendessen — Reißbrey gäbe.

Reißbrey war eine von Jakobs Lieblingsspeisen. Darum war er so froh, drehte sich in der Kammer auf den Absätzen herum, tanzte einen Contre-Tanz und sang:

Lirumlarum, hoppsasa!
Ha! der Abend ist bald da!
Laß mich singen, laßt mich trotten!
Reiß in Milch gar weich gesotten
Essen wir, o wär' er da!
Lirumlarum, hoppsasa!

Endlich war er da, der Reißbrey. Mit großem Wohlbehagen sah ihn Jakob auf dem gedeckten Tische stehen. Wie wird das schmecken! sagte er zu seinem Bruder, ich bin gewaltig hungrig.

Der Vater kam herein und alle stellten sich um den Tisch; Wilhelmine sagte ein kurzes Gebet und nun setzten sich alle, jedes an seinen Platz.

Jakob fand keinen Stuhl. Er holte sich einen. Aber da er sich niedersetzte und vor sich hin sah, bemerkte er, daß er keinen Teller und keinen Löffel vor sich habe. Unwillig sagte er zu Marianen, die das Amt hatte, den Tisch zu decken, warum sie ihm keinen Teller und keinen Löffel gegeben hätte?

Das ist auf des Vaters Befehl geschehen, antwortete Marianne.

Jakob guckte den Vater bedächtig an. Da sagte Herr Winter zu ihm: Mein Sohn! ehe du ißt, will ich dir einige Fragen vorlegen, die du mir beantworten mußt. Weißt du denn, was zu dem Reißbrey genommen wird?

Jakob. Reiß und Milch.

Herr Winter. Woher kommt denn die Milch?

Jakob. Von der Kuh.

Herr Winter. Woher nimmt die Kuh die Milch?

Jakob. Das weiß ich nicht.

Herr Winter. Ich will es dir sagen. Die Kuh frißt Gras, das Gras ist saftig, aus dem Safte des Grases wird theils Blut, theils Milch. Woher kommt die Milch?

Jakob. Von den Säften des Grases.

Herr Winter. Hätten die Kühe nichts zu fressen, so würden sie auch keine Milch geben und hätten wir keine Milch, so könnten wir auch so einen Reißbrey, wie du ihn hier in der

Schüssel siehst, nicht kochen. Wer den Kühen das Futter raubt und verdirbt, der verdient auch nicht, daß er ihre Milch esse. Das hast du aber gethan; du hast dich heute wieder im Grase herumgewälzt. Aus diesem Grase, das du verdorben hast, wäre viel Milch geworden. Schreib dir es nun selber zu, wenn dir diese Milch jetzt abgezogen wird. Du hast heute einen Fastabend.

Jakob fing an zu schluchzen. Aber sein Vater nahm ihn bey der Hand und führte ihn zur Stube hinaus. Da heule, sagte er zu ihm, über deine eigene Thorheit. Wir wollen ruhig unsern Reißbrey verzehren. Nun ging das Lamentiren erst recht an. Jakob weinte immer lauter. Aber das half nichts. Er mußte im Vorhause bleiben und wurde nur in die Stube gelassen als man zu Bette ging.

Jakob wurde nu etwas vorsichtiger und that andern Leuten nicht mehr so viel Schaden. Es kam der Winter; da konnte er unter dem blauen Himmel hinspringen, wohin er wollte, er zertrat dann sicher keine Blume und keine Küchengewächse.

Nach dem Winter kam der Frühling. Der Schnee zerschmolz, die Wiesen wurden grün, die Bäume bekamen Knospen, und wann man hineinguckte in die runde, liebe Welt, so pochte einem der Busen vor Freude, denn alles sah so neu und so schön aus.

In den Gärten fing man nun an, die Erde

umzugraben, Beete zu machen und auf diese Beete allerhand zu säen, Petersilie, Rüben, Gurken, Melonen, Kürbisse, Rettige, Radieschen, Gartenkreß, Blumen und noch gar mancherley.

Herr Winter nahm seinen Jakob bey der Hand und führte ihn in den Garten. Jakob! sagte er hier zu ihm, ich habe dir ein Stück Land zugedacht. Du sollst es ganz für dich bekommen, und du kannst darauf säen, was du willst. Herr Winter zeigte ihm nun das Stückchen Land, das er ihm schenkte.

Da hätte man die Freude sehen sollen, die Jakob über dieses Geschenk hatte. Er hüpfte und schlug die Beine in der Luft zusammen, und in einigen Minuten wußten es alle seine Kameraden, daß er ein Stück Land im Garten bekommen habe.

Jakob grub sein Land fleißig um. Er hatte in seiner Sparbüchse ein Paar Thaler; davon nahm er einiges und kaufte sich dafür ein Grabscheid, und einen Rechen. Auch schrieb er an einen Mann, der in der nächsten Stadt wohnte und mit Sämereyen handelte, daß er ihm einige Saamen fürs Geld schicken möchte. In einer Woche waren die Sämereyen da.

Jakob machte sich zwey Beete; beyde umgab er mit Blumenstöcken, die ihm seine Schwestern schenkten. Auf das eine Beet säete er Puffbohnen, Radieschen und Rettige, auch einige Möhren. Auf das andere Beet hatte er noch nichts gesäet.

gesäet. Es besuchte seinen Vater eben ein guter Freund, der brachte ihm gar herrliche holländische Sämereyen mit. Jakob erhielt von ihm ein Paar Kürbiskerner. Die mußt du ja, sagte der Fremde zu ihm, auf ein besonderes Beet stecken. Denn es werden aus ihnen mächtige Kürbisse wachsen, die man Centnerkürbisse nennt, und diese brauchen viele Säfte und daher viel Land.

O wie freute sich Jakob über die Kürbiskerne, wie sprang er herum! Er steckte sie den andern Tag gleich in das zweyte Beet.

Im Frühling und Sommer sitzt man nicht gern in der Stube, man wandelte lieber im freyen Felde herum, und singt:

Sommer, Sommer hier!
Die Kinderchen sind vor der Thür,
Sie haben rothe Röckelchen,
Sie springen wie die Böckelchen! —

Auch Jakob sprang mit seinen Kameraden draußen herum, und, was sehr arg war, er beging von neuem seinen alten Fehler. Er verdarb wieder Gras, Getreide, Blumen und andere Gewächse. Es kamen neue Klagen über ihn, und sein Vater hatte vielen Verdruß. Herr Winter ermahnte und drohte, Jakob würde achtsamer, aber er blieb es nicht lange.

Jakob war alle Tage sehr oft bey seinen zwey Beeten. Es ging nach und nach alles auf, was er gesäet hatte. Auch viel Unkraut wuchs da-

zwischen. Aber dieses jätete er rein aus. Nur einer von den Kürbiskernen war aufgegangen. Das war eine Freude! das war ein Frohlocken! Die Kürbispflanze wuchs immer größer und breitete sich über das ganze Beet aus.

Eines Tages kommt Jakob in den Garten und findet schöne gelbe Blüthen an derselben. Er lief so gleich zu dem Vater und zu seinen Geschwistern hin und alle mußten in den Garten kommen und den blühenden Kürbis besehen.

Jakob sprach nun von nichts lieber, als von seinem blühenden Centnerkürbis. Es dauerte nicht lange, so fielen die Blüthen ab, und es hing nun an dem Stengel eine grüne länglichrunde Frucht. In einigen Tagen war sie so groß, wie ein großer Aepfel. Das soll eine Lust geben, Vater! sagte er, wenn dir der Kürbis einmal so groß ist, wie ein Butterfaß, oder wohl gar noch größer; wenn ich ihn dann abnehme, und auf meinen Schrank setze, Haha! wenn nur bald die Zeit da wäre! —

Jakob legte sich zu Bette und träumte — vom Kürbis, daß er so groß gewachsen wäre, wie ein Bierfaß. Früh stand er auf, kleidete sich an, wusch und kämmte sich und bat seinen Vater, er möchte ihm erlauben, in den Garten zu seinem Kürbis zu gehen.

Das kannst du thun, sagte der Vater.

Jakob hüpfte in den Garten; in einem Hui! war er bey seinen zwey Beeten. Aber, Ach!

was machte er für große Augen! wie sehr erschrack er, als er seine Beete ganz zertreten fand. Alles, alles war verwüstet, die Blumen, die Rettige, die Bohnen, die Radieschen, die Möhren und ach! der schöne Centnerkürbis auch, der wie ein Butterfaß groß werden und auf dem Schranke paradieren sollte.

Bestürzt stand Jakob einige Augenblicke vor seinem Lande und sann nach, ob denn das wirklich seine Beete wären. Dann fing er an bitterlich zu weinen. O Vater! sagte er zu Herrn Winter, der eben gegangen kam, komm' und sieh'. Ach! meine Sachen! meine schönen Sachen! mein schöner Kürbis! Ach! alles, alles ist weg Hu! hu! hu! mein Kürbis! mein Kürbis!

Der Vater kam und sah und sagte: das ist doch arg.

O das sind böse, böse Menschen, die mir mein Land verwüstet haben; rief erzürnt der weinende Jakob.

Mein Sohn, sprach drauf Herr Winter! Du fühlst nun selbst, wie sehr es schmerzt, wenn einem was verdorben wird, was ihm lieb ist.

O wüßt' ich nur den, der es gethan hat, der sollte es theuer bezahlen.

So redete Jakob, und sein Vater erwiederte drauf: Jakob! du siehst es jetzt selbst ein, wie schlecht man handelt, wenn man fremdes Gut verwüstet und verdirbt. Du bist böse darüber; aber ich denke, du solltest dich mehr als ein an-

derer darüber zufrieden geben können, denn es ist dir nur etwas geschehen, was du dir schon mehr als hundertmal selbst erlaubt hast. Wie vielen Schaden hast du nicht andern Leuten gethan! Was du nicht willst, daß dir andere Leute thun sollen, das thu' ihnen auch nicht. Nimm dir das zur Lehr' und sey in Zukunft vorsichtiger und verdirb fremde Sachen niemals, denn dieß schmerzt andere Menschen eben so sehr als es dich jetzt schmerzt, daß deine Beete zertreten sind.

Jakob faßte den Vater bey der Hand und sprach gerührt: gewiß ich will dieß thun; du sollst es sehen, Vater!

Hierauf gab Herr Winter seinem Sohn den Rath, das Beet, worauf der Kürbis stand, umzugraben, und Radieschen drauf zu säen. Dieß that Jakob.

Jakob nahm sich von nun an sehr in Acht, Sachen im Felde und in Gärten zu beschädigen, die nicht ihm gehörten. Und wann er wieder in den alten Fehler fallen wollte: so sagte sein Vater nichts mehr als: Jakob! der Kürbis! und Jakob unterließ den Fehler.

---

## Der kleine Heinrich.

Der kleine Heinrich hatte gute Eltern und einen rechtschaffenen Lehrer, der ihn wie sein

Kind liebte. Der Lehrer hieß Herr Wernard und Heinrichs Vater Herr Hülsen.

Herr Hülsen hatte noch mehrere Kinder, Mädchen und Knaben, und diese Kinder waren ihm und seiner Frau lieber als die blinkenden Kremnitzer Dukaten, deren sie sehr viele hatten.

Lieber Herr Wernard, sagte Herr Hülsen, zu dem Lehrer, thun Sie an meinen Kindern alles, was Sie nur können, machen Sie aus ihnen verständige, geschickte und gute Menschen. O wie sehr werde ich Ihnen danken, wenn Sie meine Bitte erfüllen, wie sehr werde ich mich freuen, wenn meine Kinder gut gerathen. Denn gutgerathene Kinder sind für Eltern das größte Geschenk des Himmels.

Herr Wernard versprach alles redlich zu thun, was Herr Hülsen ihn bat. Und er that es auch. Er sorgte für das Wohl seiner Zöglinge recht väterlich. Das erste, was er sich von seinen Zöglingen ausbat, war dieses, ihm allezeit folgsam zu seyn, und das zu thun, was er von ihnen verlangte.

Die Kinder, die Herrn Wernard liebten, waren sehr folgsam. Sie verstanden seine Winke und seine Worte und befolgten sie pünklich. Manchmal kam es ihnen wohl vor, daß Herr Wernard zu strenge sey, allein sie sahen es bald nachher ein, daß es zu ihrem Besten gereiche, und liebten ihren Lehrer nun noch inniger.

Bloß der kleine Heinrich machte eine Ausnahme. Er hatte ein eigensinniges Köpfchen. Wenn Herr Wernard etwas verordnete, so war er der einzige, der es zuweilen nicht that. Aus dieser Ursache war ihm sein Lehrer nicht so gut, als den übrigen Kindern.

Darüber wurde Heinrich gar böse, und beklagte sich bey seinen Kameraden, daß Herr Wernard gar zu strenge und zu partheylich sey. Ja! sagte er, den andern gibt er oft etwas, mir nichts; begehn die andern einen Fehler, so ermahnt er sie gelinde, wann ich aber was thue, ach! dann tadelt er mich bitter; und das kommt daher, weil sich die andern bey ihm einschmeicheln, ich aber nicht.

Hätte Heinrich ein gutes Herz gehabt, nie hätte er so was geschwatzt. Es ist eine gar böse Sache, von andern übel zu sprechen. Solche Leute, die ihre Nebenmenschen bey andern verhaßt zu machen suchen, und aus dieser Ursache, schlecht von ihnen reden, wann sie es doch nicht verdienen, solche Leute nennt man Verleumder. Das sind gar schlechte Menschen und noch ärger als Diebe. Und wenn noch gar ein Kind den Lehrer verläumdet, der es gut mit ihm meynt, der sich keine Mühe verdrüßen läßt, dasselbe gut und glücklich zu machen, o wie verdorben muß so ein Kind seyn.

Heinrich! Heinrich! du bist ein schlechtes Kind. Warum ist dir Herr Wernard nicht so

gut, wie den übrigen. Weil er ein gerechter Mann ist und nicht — wie du sagst — partheylich. Nur gute Kinder kann man lieben. Du bist aber nicht gut. Würde dich dein Lehrer lieben, dann wär' er ungerecht und nun könntest du dich über ihn beklagen.

Herr Wernard erfuhr alles, was Heinrich gesprochen hatte. Er betrübte sich darüber sehr. Eines Abends rief er Herrn Hülsen auf seine Stube, auf welcher auch Heinreich war. Die übrigen Kinder mußten zur Mutter.

Liebster Herr Hülsen, sprach jetzt Herr Wernard, in einem ernsthaften Tone, Sie haben mir ihre Kinder zur Erziehung übergeben und mich gebeten, väterlich für sie zu sorgen. Ich habe dieses gethan, das sagt mir mein Gewissen. Ich suchte sie zum Fleiße, zur Ordnung, zur Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Verträglichkeit und zur Gefälligkeit zu gewöhnen und ich hatte die Freude zu sehn, daß die meisten meine Lehren befolgten und sich gut aufführten.

O ich weiß dieß alles, sagte Herr Hülsen, Sie sind ein rechtschaffener Mann und ich habe Ihnen schon oft im Herzen für die Mühe gedankt, die Sie sich mit meinen Kindern geben.

Ein einziger, fuhr Herr Wernard fort, macht mir keine Freude; denn er ist nicht folgsam.

Herr Hülsen warf einen Blick auf Heinrichen. Heinrich stand da wie ein armer Sünder und guckte, beschämt, zur Erde nieder.

Herr Wernard. Eine Bitte hab' ich nun an Sie, bester Herr Hülsen. Nehmen Sie Heinrichen von mir weg, ich will und kann ihn nicht mehr meinen Zögling nennen.

Herr Hülsen stand bestürzt da, und Heinrich fing an bitterlich zu weinen.

Herr Wernard. Heinrich hat kein Zutrauen zu mir, er glaubt, daß ich zu strenge und ungerecht sey. Er hat mich als einen harten und partheylichen Mann bey seinen Kameraden verläumdet. Es muß ihm lieb seyn, wann er von einem harten und partheylichen Manne weggenommen wird.

Herr Wernard erzählte nun Herrn Hülsen die ganze Geschichte. Dieser wurde sehr unwillig auf Heinrichen und wollte ihn züchtigen. Allein Herr Hülsen bat für ihn und sagte: Schlagen Sie ihn nicht, bester Herr Hülsen; sondern nehmen Sie ihn nur mit von meiner Stube.

Heinrich heulte und bat den Lehrer, ihn bey sich zu behalten, er werde in Zukunft besser seyn. Aber Herr Wernard ließ sich nicht erbitten, ob er gleich ein weiches Herz hatte.

Heinrich mußte fort. Der Vater machte ihm bittre Vorwürfe über seine Aufführung und die Mutter war darüber auch sehr betrübt. Heinrich weinte den ganzen Abend und noch im Bette weinte er.

Heinrich lebte nun ganz allein und kam mit seinen übrigen Geschwistern nur selten zusammen.

Die Langeweile plagte ihn gewaltig. Er wollte spielen, aber mit wem? Es war niemand da, der sich mit ihm abgegeben hätte. Ach! sagte er, wär' ich doch bey Herrn Wernard, der hat oft mit mir Dambret gespielt. Er wollte ausgehen, aber mit wem? Herr Wernard machte mit den übrigen Spaziergänge. O könnt' ich doch dabey seyn! dachte Heinrich. Lisette kam in die Stube des Vaters gesprungen und meldete dem Vater mit Freuden, daß Herr Wernard ihnen etwas aus dem kleinen Jack vorlesen wolle. Heinrich weinte, daß er nicht mit zuhören konnte. Vor Langerweile fiel er auf manche Albernheiten, und wurde deßhalb von seinen Eltern, wie ers verdiente, bestraft. Ach! seufzte er, wär' ich doch bey Herrn Wernard, der würde mich auf meine Fehler aufmerksam machen, ich unterließe sie dann, und dürfte nicht gestraft werden. Kurz, Heinrich, sah nun recht ein, wie viel ihm fehle, seitdem er von seinem Lehrer entfernt lebe. Er sehnte sich recht sehr wieder zu ihm.

Es waren nun acht Tage verflossen, daß Heinrich nicht auf Herrn Wernards Stube war. Er konnte es nicht länger aushalten. Er verließ das Zimmer des Vaters und schlich sich ganz leise an Wernards Stube. Aengstlich klopft er an. Herein! rief Herr Wernard. Da öffnete sich langsam die Thüre und Heinrich trat herein. Er lief zu seinem Lehrer, fiel ihm um den Hals, weinte bitterlich und stammelte die

wenigen Worte: Vergebung! — bester Herr Wernard! — ach! nehmen Sie — mich — wieder an.

Herr Wernard und die übrigen Kinder wurden sehr gerührt. Aller Augen wurden naß.

O Heinrich! Heinrich! sagte Herr Wernard; du hast mich sehr verkannt. Aber ich vergebe dir, ich nehme dich wieder an, und nenne dich von nun an wieder meinen Zögling. Heinrich küßte den Lehrer und der Lehrer küßte ihn wieder; auch Heinrichs Schwestern und Brüder küßten ihn.

Heinrich versprach besser zu werden, dem Lehrer immer folgsam zu seyn, und niemanden jemals zu verläumden. Heinrich hat Wort gehalten.

---

## Die Zunge.

„Schon wieder, Leopold! du bist doch ein unfolgsamer Junge! fällst du einmal, so beißt du dir die Zunge ab!“

So sprach Herr Silberbacher zu seinem Sohne Leopold, der acht Jahre alt war. Leopold hatte manche gute Eigenschaft und man mußte ihn deßhalb lieb haben. Aber er hatte auch eine häßliche Gewohnheit angenommen, die wollt' er nicht lassen. Er steckte nemlich immer die Zunge aus dem Mund, besonders wann er lief und sprang.

Leopold hatte deßhalb von seinen Eltern schon manchen harten Verweiß bekommen, aber die Zunge streckte er noch immer heraus.

Schäme dich, Leopold! sagte die Mutter, du bist schon acht Jahre alt, und hast noch diese Unart an dir. Das sieht ja gar häßlich aus. Du willst immer ein Pfarrer werden —

Ja! ja! ein Pfarrer, fiel jetzt der Vater ein. Wie wirst du denn ein Pfarrer werden, wenn du nicht ordentlich reden kannst? und wie wirst du ordentlich reden können, wenn du dir ein Stück von der Zunge abbeißt?

Das sah Leopold gut ein. Gern, sagte er, unterließe ich diese Gewohnheit, wenn es mir nur möglich wäre. Ich vergesse mich immer.

Du mußt, sagte der Vater, immer daran denken; nach und nach wirst du's doch so weit bringen, daß deine Zunge nicht mehr zum Vorschein kommt. Ich will dir dabey behülflich seyn.

Herr Silberbacher ließ eine Fratze mahlen, welche die Zunge aus dem Munde steckte, und diese Fratze hing er in die Stube auf. Wenn Leopold sich vergaß und seine alte Unart beging, machte ihn sein Vater flugs auf die Fratze aufmerksam. Da zog Leopold geschwind die Zunge ein und schämte sich.

Wenn aber Leopold außer der Stube war, so konnte er auf keine Fratze sehen. Was that der Vater? Wann er sah, daß Leopold die Zunge

herausſteckte, zog er ſchnell ſeine Doſe aus der Taſche, nahm ein bischen Schnupftobak und beſchmierte damit Leopolds Zunge. Das biß gewaltig und die Zunge verkroch ſich.

Doch auch dieſes half nichts. Leopold war zu leichtſinnig, und für leichtſinnige Menſchen iſt es ſehr ſchwer, ſich einen Fehler abzugewöhnen.

Eines Tages beſuchten Leopolden mehrere Kameraden. Sie wollten ſich recht luſtig machen und beſchloſſen daher, Jagd zu ſpielen. Einer war der Jäger und die übrigen verſchiedene wilde Thiere, Peter war ein Haaſe, Bernhard ein Reh, Paul ein Damhirſch, Herald ein Luchs und Leopold ein Fuchs. Alle wurden gefangen. Nur der einzige Leopold war noch frey. Auf dieſen gingen nun alle los. Sie jagten ihn auf einen kleinen Berg. Leopold rannte den Berg hinunter; die Zunge guckte immer aus dem Munde. Unglücklicher Weiſe glitſchte Leopold aus, und ſtürzte fürchterlich vom Berge hinunter. Er lag wie todt auf der Erde. Seine Kameraden hielten ihn für todt, und machten Lärm.

Vater und Mutter kamen herbey gelaufen und jammerten. Leopold athmete noch. Man trug ihn nach Hauſe; da erholte er ſich wieder. Aber die Spitze von der Zunge war beynahe ganz abgebiſſen, ſie hing nur noch ſchwach an dem andern Theil der Zunge. Es wurde der Arzt herbeygerufen. Der ſagte: das Stückchen

Zunge muß weggeschnitten werden, sonst kommt der kalte Brand dazu; da hilft nichts. Der Arzt schnitt das Stückchen weg. Leopold schrie gewaltig. Die Zunge heilte, aber Leopold kann jetzt fast gar nicht reden.

---

## Das Geschenk.

### Karl Lehmann.

Es ist doch eine Freude, wenn man sich im Kreise guter Menschen befindet. Wie wohl wird es einem, wenn man sieht, wie sie sich unter einander lieben, sich einander das Leben angenehm machen. Bruder! wenn ich eine Stunde im Burgfeldschen Hause zubringe, so bin ich ein ganz anderer Mensch, ich athme freyer, ich bin froher, ich möchte alles an mein Herz drücken, was mir näher kommt.

### Wilhelm Rosenfeld.

Mir geht es auch so. Die seligsten Stunden genieße ich in dieser Familie. Es herrscht eine Ordnung, eine Reinlichkeit in diesem Hause, die Menschen, die es bewohnen, sind so thätig, so bescheiden und menschenfreundlich, daß einer ein Bösewicht seyn müßte, wenn er ihnen nicht von Herzen gut seyn könnte. Was

für liebe Kinder hat Burgfeld! Adolph, welch' ein muntrer, witziger und dabey doch bescheidner Knabe! und Fränzchen, das heitre, ämsige, stille und sittsame Geschöpf! nein! so ein liebenswürdiges Mädchen habe ich noch nirgends gefunden!

So sprachen Karl Lehmann und Wilhelm Rosenfeld, zwey erwachsene Freunde, in einer schattigen Laube, und sie sprachen nichts als Wahrheit.

Burgfeld lebte mit seiner Familie auf seinem Gute in einer überaus schönen Gegend. Seine Frau war eine stille, vernünftige und liebreiche Frau; und er ein Mann, wie man seines gleichen wenige findet. Er liebte das stille Leben und die Natur. Nichts ging ihm über die Freuden, die er in der Gesellschaft seiner Frau und seiner zwey Kinder genoß. Wenn er seine Tagesgeschäfte vollendet hatte, setzte er sich mit ihnen des Sommers unter einen großen Lindenbaum, und des Winters in einen Winkel, nicht weit vom Kamine, und nun schäkerte er mit ihnen, lehrte sie allerhand Spiele, und erzählte Geschichten, die allen recht wohl gefielen. Er liebte seine Kinder über alles, und die Kinder hingen auch ganz an ihm.

Adolph war noch klein, immer munter, hatte oft drollige Einfälle und viel Verstand. Seine Schwester nannte ihn im Scherze nie anders als ihren lieben Schwarzkopf.

Fränzchen war schon etwas größer; ein heitres, aber dabey stilles gefälliges, sanftes und verständiges Mädchen. Ihr Bruder hieß sie im Scherze immer seine liebe Blondine.

Was diese zwey Kinder ihren Eltern für Freude machten, läßt sich kaum beschreiben; was sie ihnen an den Augen ansahen, das thaten sie. Und unter einander lebten sie in der schönsten Eintracht und nichts machte ihnen mehr Vergnügen, als wenn sie einander eine recht große Freude machen konnten.

Da Fränzchen ihren dreyzehnten Geburtstag erlebte, wurde sie von Adolph sehr angenehm überrascht. Als sie aufgestanden war, brachte er ihr einen schönen Blumenkranz dar, und unter dem Blumenkranze lag ein Papier, worauf folgendes Verschen stand:

Schwester! nimm an diesem Tage
Diesen Blumenkranz von mir.
Frey von Sorgen, Gram und Plage,
Schwinde jede Stunde dir.

Das ist aber noch nicht genug, liebes Fränzchen! sagte Adolph. Ich habe dir noch mehr zugedacht. Er sprang in eine Nebenstube und kam gleich wieder heraus. In der Hand hielt er ein Strohkörbchen. Sieh', liebes Schwesterchen! sagte er, du hast dich immer über mein Paar Turteltauben gefreut. Sie sind in diesem Körbchen. Nimm sie hin, ich schenk' sie dir.

Solche Freuden machten sich Fränzchen und Adolph unter einander sehr oft.

Fränzchen war eben mit den artigen Turteltauben beschäftigt, als der Vater herein trat. Tochter! sagte er, ich gratuliere dir zu deinem Geburtstag. Sollst mir recht lange leben, und immer ein gutes Mädchen seyn, damit ich und deine Mutter an dir Freude haben. Komm' und gib mir ein Mäulchen. (Fränzchen küßte den Vater) Sollst auch was von mir zu deinem Geburtstage bekommen. Aber heute erhältst du es noch nicht, du mußt noch einige Zeit darauf warten. Sieh' Fränzchen! du hast mir dadurch Freude gemacht, daß du immer gern in der Küche warst, gern im Garten arbeitetest, dich um die Wirthschaft bekümmertest und auch zuweilen die Ställe besuchtest, und dich um die Küche umsahst. Dafür will ich dir das Kalb schenken, das die weiße Kuh bald werfen wird.

Fränzchen hatte eine gewaltige Freude über dieses Geschenk, küßte dem Vater die Hand und dankte ihm herzlich.

Nun verging kein Tag, daß nicht Fränzchen und Adolph in den Stall geguckt und nachgesehen hätten, ob nicht etwa schon das Kalb da sey.

Nach einigen Wochen kam an einem schönen Morgen Adolph in die Stube gesprungen und rief voll Freuden: Fränzchen! nur hurtig in den Stall, das Kalb ist da! —

Da hüpfte das holde Mädchen, in den Stall und fand ein schönes Kalb. O wie freute sie sich darüber, wie beguckte sie es von allen Seiten, wie schnell sprang sie in die Stube und holte Salz für die Kuh, die ihr das Kalb geworfen hatte. Das ist mein Kalb! rief sie und gab ihrem Bruder, der über ihre Freude lächelte, ein Mäulchen.

Fränzchen bekam nun vom Vater auch ein Stück Wiese geschenkt, um Futter für ihr Kalb zu haben. Es wuchs immer grösser und Fränzchen fütterte es so ordentlich und so gut als wohl wenige Kälber auf der Welt sind gefüttert worden. Es bekam ein blaues Halsband, woran ein kleines Glöckchen von Metall hing.

Das Kalb wurde zur Kuh, und die Kuh gab Milch. Fränzchen lud nun oft ihre Freundinnen zu sich und traktirte sie mit Milch von ihrer Kuh. Dabey erinnerte sie sich immer an ihren dreyzehnten Geburtstag.

## Die Kuh.

Fritz. Guten Tag, lieber Herr Still.

Herr Still. Willkommen, lieber Fritz! willkommen! das ist recht brav, daß du mich einmal besuchst.

Fritz. Herr Cleon hat mich zu Ihnen geschickt. Er läßt Sie zu einem Spaziergange

einladen. Das soll heute wieder eine Lust geben! Sie kommen doch mit und nehmen Ihren Wilhelm und Gottlieb auch mit? Auch Herr Konrad wird mit seinen zwey Schülern und dem kleinen Minchen dabey seyn.

Herr Still. Da wären ja recht viele gute Freunde beysammen. Die Einladung des guten Herrn Cleon läßt sich wohl hören; ich bin, wie du weißt, recht gern in seiner und eurer Gesellschaft; aber —

Fritz. Ach! Sie kommen schon wieder mit Ihrem Aber — Nein, nein, kein Aber. Sie kommen mit uns, alle rechnen darauf.

Herr Still. Fritz! du springst nach Haus und sagst Herrn Cleon: Herr Still ist gesund wie ein Fisch, hat Herrn Cleon lieb, freut sich über das schöne Wetter und — wird den Spaziergang mitmachen.

Fritz sprang vergnügt davon und meldete seinem Lehrer Cleon, was ihm sein Freund Still sagen ließ. Herr Cleon rief die Kinder zusammen, und nun gings zum Hause heraus.

Herr Konrad, eine fetter und lustiger Mann, wartete schon vor seiner Wohnung mit Karln, Johann und Minchen auf ihn. Endlich kamen sie auch an das Haus, wo Herr Still wohnte. Dieser rief: Wilhelm! Gottlieb! die zwey Knaben kamen herbey und freuten sich sehr, als es hieß; wir gehen mit Herrn Cleon und Konrad spazieren.

Aber was nehmen wir nun für einen Weg? fragte Herr Still.

Dafür laßt ihr mich nur sorgen, sagte Herr Cleon. Ich will euch heute an einen Ort hinführen, wo es euch gewiß gefallen wird. Nur marsch!

Die Spaziergänger kamen bald an den großen Fluß, der bey der Stadt vorbeyfließt. Er heißt Donau und entspringt — ja wo entspringt er nur? wer weiß es? —

An dem Ufer der Donau stand eine rothgemahlte Brücke, die schwamm auf dem Wasser. Auf diese Brücke gingen die Spazierenden und da noch viele andere Menschen und Wagen drauf kamen, läutete man mit einer kleinen Glocke, da ruderte man und die Brücke schwamm auf die andere Seite des Flusses. So eine Brücke heißt man eine fliegende Brücke.

Als die Spazierenden auf der andern Seite der Donau waren, gingen sie an das Ufer und kamen in einen schönen Wald, wo lauter Laubholz wuchs. In diesem Walde fanden sie schöne Alleen von Pappeln und Linden. Da groß und klein den Gesang liebte, so stimmten sie das bekannte Lied an:

Süße, heilige Natur!
Laß mich gehn auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wann ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir an Busen hin;
Athme süße Himmels Lust,
Hangend an der Mutter Brust;

Ach wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Als sie ausgesungen hatten, sagte es ihnen Herr Cleon, wohin er sie führen wolle. Ich habe, sprach er, in Audorf in einem Hause gestern eine gute geronnene Milch bestellt, die wollen wir in einem schönen Garten auf dem grünen Grase verzehren. Darüber freuten sich besonders die Kleinen, welche große Liebhaber von der geronnenen Milch waren.

Man kam an dieses Haus; aber man fand es verschlossen. Was ist nun zu thun? hieß es. Wir gehen auf die Wiese hinter das Dorf, sprach einer von den Erwachsenen, da können wir was spielen. Alle waren damit zufrieden.

Als die Spazierenden auf der Wiese angekommen waren, entschlossen sie sich, Ball zu spielen. Fritz hatte einen schönen Ball mitgenommen, welchen er erst vor einigen Tagen gekauft hatte, den gab er her.

Herr Konrad und Herr Still setzten sich unter einen Baum und sprachen gar mancherley, Herr Cleon aber unterhielt sich mit dem kleinen

München, einem drolligen Mädchen. Er erzählte ihr vieles und sie hörte sehr aufmerksam zu.

Die Knaben hatten das Ballspiel noch nicht lange angefangen, als sich in der Ferne eine Kuh mit spitzigen Hörnern sehen ließ. Die Kuh kam immer näher und machte wilde Augen. Sie ging gerade auf die kleinen Ballspieler los.

Herr Still hatte ein Rohrstöckchen in der Hand, damit drohte er der Kuh und sagte: Laß mir die Kinder in Ruhe.

Als dieses die Kuh sah, fing sie an zu rennen und lief gerade auf Herrn Still los. Dieser hatte gar keine Lust, sich von ihren Hörnern durchbohren zu lassen. Er nahm daher Reißaus. Die Kuh rennte ihm nach und wollte ihn gerade mit ihren spitzigen Hörnern aufspießen, als er zu seinem Glück, einen Seitensprung machte. Da blieb die Kuh stehen, kehrte sich um und lief auf die Knaben.

Die Knaben und ihre Lehrer hatten ängstig Herrn Still nachgesehen. Jetzt, da die Kuh auf sie los kam, nahmen alle die Flucht. Sie versteckten sich hinter Weidenbäume.

Bloß Gottlieb lief immer gerade fort. Die Kuh ihm nach. Niemand war Gottliebs halber so sehr in Angst, als Herr Still, denn es war sein Zögling und er hatte ihn sehr lieb.

Die Kuh war nur noch einen Schritt von Gottlieb entfernt, alle zitterten für ihn. Zum Glück

stolperte er, und fiel zur Erde nieder. Die Kuh sprang über ihn weg, ohne ihm was zu Leide zu thun, und lief in einer geraden Linie immer weiter.

Man hat nachher Herrn Still versichert, daß man sich durch nichts vor dem Stoße der Ochsen und Kühe am sichersten retten könne, als wenn man sich schnell auf die Erde würfe. Der Ochs oder die Kuh springt dann über einen weg, ohne ihn zu verletzen.

Die Spazierenden dankten dem Himmel, daß sie mit heiler Haut davon gekommen waren. Sie verliesen die Wiese und gingen ins Dorf. Hier fanden sie das Haus nicht mehr verschlossen, wo Herr Cleon Milch bestellt hatte. Sie gingen hinein. Eine reinliche Bäuerin machte ihnen den Garten auf, und nun lagerte sich alles auf einem schönen grünen Rasen mit zwey großen Schüsseln, die voll guter geronnener Milch waren. Sie schmeckte allen gar herrlich.

Unter Gesprächen, Erzählungen und Scherzen verflossen der Gesellschaft einige Stunden Recht angenehm und vergnügt kehrte man nach Hause, als die Sonne ihre letzten Strahlen auf die Erde warf.

Aber die wilde Kuh kann man auch jetzt noch, nicht vergessen.

# Die schönen Schwämme.

„Wenn du was findest, mein Sohn, das du nicht kennst, so iß es nicht. Es gibt viele Gewächse, die sind giftig und wenn man sie ißt, so wird man krank, oder man stirbt gar.“

So sprach einmal zu Bernhard sein Vater. Bernhard merkte sich das, und aß nie eine Frucht, von der er nicht wußte, daß sie unschädlich sey. Fand er ein Gewächs, so brachte er es zuerst dem Vater, und dieser sagte ihm nun, ob es eßbar sey oder nicht.

Einmal ging Bernhard in das kleine Wäldchen, das neben dem Hause lag, worin er wohnte. Es hatte kurz vorher geregnet, daher stand im Walde eine große, große Menge Schwämme. Bernhard sammelte deren einen ganzen Hut voll. Unter andern fand er auch einige Schwämme, die sahen roth aus und hatten weiße Punkte. J! das ist ein herrliches Gewächs, rief der kleine Bernhard aus, davon muß ich recht viele mit nach Hause nehmen. Die müssen gut schmecken, denn sie sehen gar zu schön aus.

Bernhard ging nach Hause, und als er hier ankam, lief er gleich zum Vater und rief: Lieber Vater! herrliche Schwämme bring' ich mit! So was schönes hast du vielleicht noch gar nicht gesehn! roth und weiß punktirt!

Mit einer Art von Stolz zeigte Bernhard diese Schwämme dem Vater und sagte: nicht wahr, so was findet man nicht leicht?

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Bernhard! lauf hurtig hin zum Brunnen und wasche deine Hände.

Bernhard machte große Augen. Aber er lief doch hin zum Brunnen und wusch sich. Als er zurück gekehrt war, sagte der Vater: du hast wohl gethan, daß du mir die Schwämme zeigtest. Sie sind sehr giftig. Sie heißen Fliegenschwämme und aus ihnen wird das Fliegengift bereitet.

Aber, sie sind doch so schön, Vater! sagte der bestürzte Bernhard.

Und wenn sie noch zehnmal schöner wären, sagte der Vater, sie sind doch giftig. Der äußerlichen Gestalt darf man niemals ganz trauen. „Der Schein trügt.“ sagt man im Sprüchwort. Wie dieß bey den Schwämmen und bey vielen andern Gewächsen ist, so ist es auch bey den Menschen. Da könnt' ich dir manches Geschichtchen erzählen.

O erzähl', Vater, erzähl'! sagte bittend, der kleine Bernhard.

Der Vater erzählte folgendes:

In einer großen Stadt lebte ein Mann, den man allgemein den reichen Hedwig nannte. Er hatte viel Geld, das er nicht brauchen konnte. Daher lieh er es an Andere aus. In der

benachbarten Gegend lebte ein Herr, der immer sehr vornehm gekleidet war und immer viel von sich sprach. Er hieß Wildung.

Herr Wildung kam eines Tages zu Hedwig. Er hatte einen Degen an der Seite, einen Kastorhut mit einem theuern Federbusch auf dem Kopfe, Brillantenringe an den Fingern, Kleider mit Gold gestickt und eine hohe Frisur.

Herr Hedwig hielt es für eine große Ehre, daß Wildung ihn besuchte. Gehorsamer Diener, rief Wildung, als er hereintrat und sah den reichen Hedwig stolz an; nun, wie befinden sie sich? ist das Leben frisch?

Hedwig. Wie Sie sehn. Gesund sind wir, Gottlob! alle.

Wildung. Ich wollte Sie schon lange besuchen. Aber ich konnts vor lauter Geschäften nicht. Ich habe einige Güter und wohl über zweyhundert Stück Aecker; bis diese alle bestellt sind, kann man kaum zu sich kommen. Ich habe wohl einige Aufseher darüber, aber es ist doch immer besser, wenn man selbst auf alles sieht.

Hedwig. Ja wohl! ja wohl!

Wildung. Ich habe jetzt auch eine Zuckersiederey angelegt, das nahm mir auch viel Zeit weg. Sie ist groß geworden; denn bedenken Sie nur, sie kostet mich schon über hundert tausend baare Thaler.

Hedwig. Das ist viel!

Wildung. Ja! und noch ist bey weitem nicht alles so weit gekommen, als es nöthig ist. Aber ich kann mir auch große Vortheile für meine Mühe und Auslagen versprechen. Wenn nur einmal alles in seinen gehörigen Gang kommt! Wos mir das fatalste ist, ich habe Schulden über Schulden ausstehen und kann sie jetzt nicht bezahlt bekommen. Es fehlte mir nie an Gelde; in meiner Kasse lagen beständig fünfzig bis achtzigtausend Thaler, oft noch mehr. Jetzt ist die Kasse leer und meine Zuckersiederey geräth ins Stocken. Aber vergeben Sie, Herr Hedwig, ich muß ein wenig herausspringen, mein Pferd wird etwas wild. Es kostet vierzig Louisd'ore, ist aber ein herrlicher Gaul!

Als Herr Wildung herausgegangen war, sagte Frau Hedwig zu ihrem Manne: das ist ein hübscher Mann! voll Feuer! und wie prächtig gekleidet! Es ist doch eine Freude, so einen schönen Kavalier zu sehn! Wie wär' es, lieber Mann! wenn wir ihm eine Summe Geldes zu seiner Zuckersiederey vorstreckten? Unser Geld wäre dann gewiß in sichern Händen.

Daran hab' ich schon auch gedacht, sprach Hedwig. Ich bin dazu sehr geneigt. Es scheint mir ein wackrer Mann zu seyn!

Als sie so sprachen, klopfte jemand an die Thüre, und es trat herein ein Mann, der sehr einfach gekleidet war und dessen Außerliches wenig oder nichts zu sagen hatte. Er hieß Eckart.

Werthester Herr Hedwig, sagte Eckart! ich bin zu ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mich mit einer Summe Geldes zu unterstützen. Ich habe nicht viel, aber ich liebe Thätigkeit und Redlichkeit und so glaube ich, mir bald etwas erwerben zu können, wenn ich nur mit tausend Thalern unterstützt werde. Können Sie mir diese vorstrecken, so werden sie sich sehr verdient um mich machen.

Hedwig behandelte diesen Mann gleichgültig und sagte zu ihm: Kommen Sie doch nach einer Stunde zu mir, dann wollen wir über die Sache sprechen. Jetzt hab' ich Besuch.

Eckart hatte kaum das Zimmer verlassen als Wildung hereintrat. Lieber Herr Wildung, sprach Hedwig! sie sagten vorhin, es fehlte Ihnen jetzt an Gelde. Wenn ich Ihnen damit dienen kann, so soll es mir angenehm seyn.

J! nun versetzte Wildung, wenn Sie mir ein Sümmchen von etwa vierzig oder fünfzig tausend Thalern vorstrecken wollen, so bin ichs zufrieden. Ich zahle Ihnen alles mit den gehörigen Interessen zur bestimmten Zeit wieder.

Hedwig holte ein Paar gefüllte Säckchen herbey. Es waren lauter Karolinen darinnen. Es wurden fünfzigtausend Thaler abgezählt; Wildung steckte sie in die Tasche und schrieb auf ein Papier hin, daß er das Geld erhalten habe. So ein Papier nennt man eine Obligation.

Als Wildung fortgeritten war, sprachen Herr

Hedwig und seine Frau darüber, ob sie Eckarten, der vorhin da gewesen wäre, die verlangte Summe vorstrecken sollten.

Es scheint mir ein armer Schelm zu seyn, sagte Frau Hedwig, das sieht man ihm schon an seinem Anzuge und an seinem ganzen Aeußern an. Wer weiß, was es für ein Mensch ist! Er könnte uns wohl um das Geld bringen.

Nun, sagte Hedwig, wir können doch auf gut Glück einen Versuch machen. Wir wollen ihm fünfhundert Thaler vorschießen.

Kaum hatte Hedwig ausgeredet, so trat Eckart in die Stube. Hedwig sagte ihm, daß er ihm nur fünfhundert Thaler vorstrecken könne. Eckart dankte dafür recht herzlich, drückte Hedwigen bieder die Hand und versprach das Geld zur gehörigen Zeit wieder zu zahlen.

Es vergingen ein Paar Jahre. Eckart trieb einen kleinen Handel. Auf einmal fiel es ihm ein, mit einigen Waaren eine Reise nach Amerika zu machen, sie dort zu verkaufen und dann nach Europa zurückzukehren.

Eckart reiste nach Hamburg Da bestieg er ein Schiff und kam in einigen Monaten glücklich in Amerika an.

Es verfloß ein Jahr, zwey, drey Jahre verflossen, und Eckart kam nicht nach Europa zurück. Herr Hedwig schüttelte den Kopf und sprach: da stehts nicht richtig.

Ich habe so was gleich vermuthet, sagte Hedwigs Frau. Der Mann kam mir gleich verdächtig vor, gleich beym ersten Anblick sah ich, daß es ein armer Teufel sey. Die fünfhundert Thaler sind so gut als verlohren.

Das glaub' ich auch, versetzte Herr Hedwig. Herrn Hedwig fing es auf einmal an verkehrt zu gehen. Er ließ sich in einen starken Handel ein und verlor große Summen. In einem fremden Lande hatte er Güter gekauft, die wurden von Soldaten ganz zerstört, welche als Feinde in dieses Land kamen, viele Schuldner liefen davon, und bezahlten ihm nicht das Geld, das er ihnen vorgestreckt hatte, kurz, Hedwig war auf dem Wege, ein armer Mann zu werden. Seine letzte Zuflucht waren nur noch die fünfzig tausend Thaler, die er Herrn Wildung geliehen hatte.

Es kam die Zeit herbey, wo Wildung das Geld bezahlen sollte. Er hatte schon lange Herrn Hedwig nicht besucht. Dieser schrieb ihm, das Geld wäre ihm jetzt sehr nöthig, er sollte ihm doch den Gefallen erweisen, und es ihm binnen acht Tagen zurückzahlen. Wildung antwortete, Herr Hedwig sollte doch noch einige Zeit Geduld mit ihm haben, er wäre jetzt ohne Geld, würde aber nächstens welches bekommen, und dann wolle er gleich seine Schuldigkeit thun

Herr Hedwig wartete zwey, drey, vier, sechs

Monate. Das Geld kam nicht. Hedwig verlangte es von neuem, Wildung versprach es bald zu schicken, hielt aber sein Versprechen nicht.

Herr Hedwig kam in große Verlegenheit und mußte Schulden machen. Ach! sagte seine Frau, wie sehr haben wir uns in Herrn Wildung getäuscht! ich hielt ihn für den bravsten Mann von der Welt; denn er sah so honett aus!

Ja! so gehts, sagte Hedwig.

Eines Tages kam ein Freund zu Herrn Hedwig und brachte ihm die Schreckensnachricht, daß Wildung seine Wohnung verlassen, alles mit sich genommen habe, was ihm möglich war, und gänzlich verschwunden sey.

Frau Hedwig schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte. Ihr Mann ging bestürzt in der Stube auf und ab und sprach kein Wort. Man sah es ihm an, daß ihn die unerwartete Nachricht ganz betäubt hatte.

Die Häuser und Aecker, die Wildung zurückgelassen hatte, wurden verkauft. Es kam nicht viel heraus. Und zu diesem Gelde meldeten sich Viele, die dem unredlichen Wildung große Summen vorgestreckt hatten. Ein jeder erhielt nur sehr wenig zurück. Hedwig bekam bloß zweytausend Thaler.

Nun war Hedwig ein armer Mann. Er mußte immer größere Schulden machen und konnte sie nicht zahlen.

Es kam so weit, daß man ihm sein Haus und

alles; was er besaß, wegnahm. Er miethete sich auf dem Dorfe bey einem Bauer ein und lebte hier niedergeschlagen, entfernt von der größeren Welt.

Eines Abends tritt ein Mann in seine Stube. Er war in einen Mantel gehüllt, und bot freundlich Herrn Hedwig einen guten Abend. Als dieser ohngefähr eine halbe Stunde mit ihm gesprochen hatte, legte er seinen Mantel ab und fragte Herrn Hedwig, ob er ihn nicht kenne?

Herr Hedwig sah ihm recht scharf ins Gesicht und rief: ach! sind Sie's, Eckart! ums Himmels Willen, wo kommen Sie jetzt her?

Aus Amerika, rief Eckart, und fiel dem alten ehrlichen Hedwig um den Hals, herzte und küßte ihn. Haben Sie denn die Briefe erhalten, die ich an Sie schrieb?

Hedwig. Ich weiß von keinem Brief.

Eckart. (sieht Hedwigen verwundrungsvoll an) Keinen einzigen haben Sie erhalten? Ich habe dreymal an Sie geschrieben und mich bey Ihnen entschuldigt, daß ich nicht früher nach Europa kommen und meine Schuld abtragen könne. O bester Mann! ich dachte nicht, Sie in solchen Umständen anzutreffen. Doch es kann noch besser werden.

Eckart bezahlte den folgenden Tag seine Schuld. Statt fünhundert Thaler, legte er fünftausend auf den Tisch. Hedwig wollte Sie nicht annehmen. Aber Eckart zwang ihn dazu.

Hätten Sie mich nicht unterstützt, sagte er, so wär' ich nie der Mann geworden, der ich jetzt bin. Meine Reichthümer, die ich erworben habe, mein ganzes Glück habe ich Ihnen zu danken.

Eckart bot Herrn Hedwig seinen Beutel an und überredete ihn, zwanzig tausend Thaler vorgestreckt von ihm anzunehmen. Er ließ sich damit in einen Handel ein, und gewann große Summen. Nach einigen Jahren war er wieder so reich wie ehedem.

Da zeigte sichs recht, wie sehr der äussere Schein trügen, und wie oft unter einem prächtigen Kleide ein Schurke, unter einem einfachen, schlechten Anzuge hingegen ein edler Mann verborgen seyn könne.

Dieß sahen jetzt auch Hedwig und seine Frau ein. Mit Eckarten lebten sie in der vertrautesten Freundschaft, glückliche Tage.

---

Bernhards Vater hörte nun auf zu erzählen und sagte nur noch die Worte: Beurtheile, mein Sohn! niemals einen Menschen nach dem schönen Kleide, sondern nach dem, was er thut.

---

Die

# Die schöne Kirsche.

Bernhard bat den Vater, er möchte doch einmal mit ihm und Nachbars Thuiskon in das nächste warme Bad fahren, es wäre da so schön, Pfarrers Wilhelm hätte es ihm nicht genug rühmen können.

Eines Abends hieß es: Wenn Bernhard morgen fünf Uhr angekleidet ist: so nehm' ich ihn mit mir an einen Ort, wohin er gewiß gerne will. Bernhard lächelte und sagte: Vater, du sollst es sehn, morgen bin ich um vier Uhr wach und wecke dich auf.

Das wollen wir sehn, sagte der Vater.

Es war noch nicht vier Uhr des Morgens, so wachte Bernhard auf, kleidete sich an, wusch und kämmte sich und ein Viertel auf fünf stand er vor Vaters Bett, und sagte leise: Vater! steh' auf! Bernhard ist fix und fertig.

Der Vater freute sich darüber.

Um fünf Uhr stand eine Kutsche vor der Thüre, auch kam Nachbars Thuiskon herbey gesprungen und bot allen einen guten Morgen. Bernhard hüpfte vor Freuden herum, und das Frühstück wollte ihm ganz und gar nicht schmecken.

Man bestieg die Kutsche und fuhr ab — ins warme Bad. Hier war es wirklich recht schön. Ueber hundert Badegäste waren dort.

Bernhards Vater bestellte für sich; seinen Sohn und Thuiskon ein Bad. Nach dem Bade bat ihn Bernhard, er möchte ihm erlauben, mit Thuiskon in den Wald zu spazieren.

Ihr könnt hin gehen, sagte der Vater, aber nur nicht zu weit, sonst verirrt ihr euch. Und dann, daß ihr ja Acht gebt und nichts eßt, was ihr nicht kennt! Es giebt in dieser Gegend viele Giftpflanzen.

Bernhard und Thuiskon gingen fort und strichen in dem Walde herum. Sie fanden hie und da Brombeeren, die ließen sie sich wohl schmecken. Auf ihrem Rückwege kamen sie an eine große Pflanze; sie war so hoch, wie ein mittelmäßiger Strauch, hatte große und dunkelgrüne Blätter und sah etwas traurig aus.

Ey! sieh' her, Bernhard! rief Thuiskon, das ist eine herrliche Frucht, die die Pflanze trägt. So glänzend wie eine gläserne Kugel und so schwarz wie der schwärzeste Rabe.

Bernhard sprang herbey und bewunderte die glänzende Frucht. Sie sah gerade wie eine recht schwarze Kirsche aus.

Bernhard, sagte Thuiskon, das ist eine Art von Kirschen. Die müssen nicht übelschmecken. —

Versuche sie mir ja nicht, sprach Bernhard, die Dinger könnten giftig seyn.

Ich will einige abpflücken und sie dem Vater bringen.

Du bist auch allzu ängstlich, sagte Thuis-

kon. So eine Frucht kann nicht giftig seyn. Sieh' her.

Thuiskon nahm ein Paar von diesen Früchten und verschluckte sie; sie schmeckten ihm nicht so gut wie die Herzkirschen.

Man kam im Bade an. Bernhard zeigte dem Vater die schwarzen runden Dinger.

Das ist gut, sagte der Vater! daß du sie nicht gegessen hast, sie sind sehr giftig; es sind Tollkirschen. Man kann davon rasend werden und sterben.

Da erschrack Thuiskon und fing an zu weinen. Er gestand, daß er ein Paar davon gegessen habe.

Bernhards Vater erschrack darüber und ließ schnell Milch und Oehl holen. Bis dieses ankam wurde es den armen Thuiskon übel, er fing an die Augen zu verdrehen und zu schreyen. Man goß ihm viel Oehl und Milch in den Mund. Dieß that gute Wirkung.

Thuiskon wurde nur nach vier Wochen wieder recht gesund, und wäre Bernhards Vater mit dem Oehl und der Milch nur etwas später gekommen, so wäre Thuiskon sicher gestorben.

# Das eitle Mädchen.

Herr Rautenstrauch galt in der ganzen Stadt für einen wohlhabenden Mann, und seine Tochter, Christine, für eine eitle Närrin. Aber warum betrug sie sich so! Sie wollte überall glänzen und manches scheinen, was sie nicht war. Solche Menschen sind nie wohlgelitten, denn Eitelkeit ist unausstehlich.

Christine war in ihren jüngern Jahren ein allerliebstes Mädchen, das von jedermann geliebt wurde. Sie hatte eine schöne Gesichtsbildung und war die Freundlichkeit selbst. Froh und thätig verlebte sie einen Tag nach dem andern und die Tage vergingen ihr wie Stunden. Sie hatte in ihrem ganzen Betragen so viel Sanftes und Einnehmendes, daß jedermann ihr gut werden mußte. Dabey war sie sehr bescheiden und achtete niemanden gering, kurz, Christine war ein gutes Mädchen.

Unter allen Mädchen, die Christine kennen lernte, gefiel ihr keines so sehr, als Sophie, die Tochter eines Uhrmachers, Heerfort, der wohl nicht für so reich als Herr Rautenstrauch, aber für eben so rechtschaffen als er gehalten wurde. Die Väter kannten und achteten sich und die Töchter wurden bald vertraute Freundinnen. Es verging kein Tag, daß nicht Sophie bey Christinen, oder Christine bey Sophie gewesen

wäre. Besonders kamen sie nach vollbrachten Tagesgeschäften des Abends oft zusammen und unterhielten sich sehr angenehm. O Sophie, sagte einigemal Christine! wie liebt dich mein Herz! ohne dich könnt' ich kaum leben.

Sophie umarmte ihre Freundin und versicherte sie, daß sie sie auch recht herzlich liebe.

Aber wie sehr veränderte sich Christine! Sie wurde zwölf Jahre alt, und da war sie nicht mehr das liebevolle, fleißige und bescheidne Mädchen, das sie vordem gewesen war. Der böse Geist des Hochmuths und der Eitelkeit fuhr in sie. Ihr Vater schickte sie auf Ein Jahr in eine grosse Stadt, um hier feine Sitten zu lernen; aber hier eben wurde sie verdorben.

Christine glaubte, weil ihr Vater reich sey, so müsse sie stolz seyn und den Kopf höher tragen als andere Mädchen. Zuerst kam ihr der abgeschmackte Gedanke in den Kopf, die Arbeit wäre etwas Niedriges, das nur für arme Menschen gehöre; Arbeit schicke sich nicht für ein Mädchen von Stande. Vorher hatte sie oft in der Küche geholfen, den Tisch gedeckt, die Stube gereinigt, selbst auf das Feld war sie mitgegangen und hatte dort geholfen, was sie helfen konnte. Aber jetzt lobte sie sich den Müßiggang; denn sie schämte sich der Arbeit. Sie ging nicht mehr in die Küche, reinigte nicht mehr ihre Stube, deckte nicht mehr den Tisch und auf das Feld kam sie schon gar nicht. Wenn was

zu thun war, befahl sie den Dienstboten, es zu verrichten, sie selbst aber legte die Hände in den Schooß.

Als Christine noch kleiner war, hatte sie wohl auch schöne Kleider sehr gern; sie ging nett, und das war recht gut. Auch die besten Frauenzimmer lieben den Putz. Nur darf die Liebe zum Putz nicht zu weit gehen und in Eitelkeit ausarten. Dieß geschah aber, da Christine älter wurde. Ihr stacken nur immer die schönen Kleider im Kopfe. Sie plagte den Vater, ihr bald dieses, bald jenes machen zu lassen; sah sie dann bey einem andern Mädchen etwas neues, was ihr gefiel, so ließ sie mit Bitten nicht eher nach, als bis sie auch so ein Kleidungsstück hatte. Sie wollte nur glänzen und aller Augen auf sich ziehn, daher verwendete sie die meiste Zeit auf den Putz. Der Spiegel war ihr unentbehrlich; sie sah beständig hinein, besonders wann sie von niemanden bemerkt wurde. Auch hatte sie sich Mandelmilch gekauft, und wusch damit ihr Gesicht, um eine zarte, weiße Haut zu bekommen.

Christine glaubte, ein Frauenzimmer von Stande müsse in Gesellschaft viel von Büchern zu reden wissen. Daher las Christine sehr viele Schriften, aber alles durch einander. Dieß vermehrte ihre Eitelkeit, und brachte zugleich in ihren Kopf eine solche Verwirrung, daß sie jetzt bey weitem nicht so verständig sprach, als vor zwey, drey Jahren. Vorher waren ihre Gespräche un-

gezwungen, ihre Freudenäußerungen ungekünstelt, ihr Gefühl für das Schöne und Gute rein und natürlich, ihre Scherze ungesucht. Jetzt war alles gekünstelt und geziert.

War Christine nicht eine recht eitle Närrinn? — Und ach! sie war noch mehr als dieß. Denn Eitelkeit zieht noch manche andere Untugend nach sich. Christine, die vor ein Paar Jahren so gefällig gegen andere war, die ihr Herz mit jedermann gern getheilt hätte, diese liebevolle Christine wurde jetzt — neidisch. Wenn sie bey andern Mädchen etwas neues sah, oder bemerkte, daß diese Mädchen mehr gefielen als sie, so fühlte sie innerlich einen geheimen Unwillen gegen diese Mädchen. Das ist eine gar häßliche Krankheit der Seele.

Christine, die so viel Gefühl für Freundschaft hatte, verlor auch dieses, als der böse Geist der Eitelkeit und des Hochmuths in sie gefahren war.

Sophie lebte einfach, hielt viel auf einen netten, reinlichen Anzug, war aber keine Putznärrin; sie schämte sich der Arbeit nicht und deßhalb blühte sie auch wie eine Rose, ob sie gleich ihr Gesicht nicht mit Mandelmilch, sondern mit klarem kalten Wasser wusch. Sie las manches schöne Buch, welches ihr von verständigen Personen angerathen wurde, aber sie that dieses nur in den Erholungsstunden und las nicht zu viel, überdachte aber das, was sie las. Hatte

sie nun gleich nicht den fünfzigsten Theil der Bücher gelesen, die Christine las: so sprach sie doch in Gesellschaft viel verständiger als Christine, und wurde daher viel lieber gehört, als diese, denn alles war bey ihr natürlich und ungezwungen.

Christine fing nach und nach an, mit ihrer Freundin Sophie immer weniger umzugehen. Sie glaubte, weit über sie erhaben zu seyn. „Die ist für mich viel zu gering, sagte sie einmal, ich finde keinen Geschmack mehr an ihr.“ Und da Christine bemerkte, daß Sophie ihr überall vorgezogen wurde: so wurde sie ihr ganz abgeneigt und ihre Freundschaft für sie verwandelte sich in einen geheimen Groll gegen sie.

Sophie bemerkte die Veränderung ihrer Freundin. Sie schrieb ihr deßhalb einige Zeilen. Christine antwortete in einem stolzen Tone: die alten Tage wären nun vorüber, sie sey Sophien einmal recht gut gewesen; allein jetzt könne sie diese Forderungen nicht mehr befriedigen, die sie von einer Freundin mache, und was des albernen Geschwätzes noch mehr war.

Sophie betrübte sich Anfangs, aber da sie fühlte, daß sie ganz unschuldig bey der Sache sey, und die Eitelkeit Christinens immer größer und unausstehlicher wurde, so beruhigte sie sich wieder.

Christine hatte in der umliegenden Gegend Bekanntschaft mit Mädchen gemacht, die eben so

eitel waren wie sie. An diese schloß sie sich nun ganz an. Hätten diese eitlen Närrinnen mit Christinen in Einer Stadt gewohnt, so wären sie nicht lange gute Freundinnen geblieben. Denn eitle Menschen können sich unter einander niemals lange gut vertragen. Da aber Christine ihre neuen Freundinnen nur selten sah: so hatte ihre Freundschaft längere Dauer.

Was für ein häßliches Geschöpf die Eitelkeit aus der sonst so guten Christine machte, mag folgender Vorfall zeigen.

Die neuen Freundinnen hatten Christinen zu sich auf einen Ball eingeladen. Zufälligerweise fuhr Herr Heerfort mit seiner Tochter, Sophie an dem Tage, an welchem der Ball war, in den Ort, wo er gegeben wurde. Ein Freund von ihm überredete ihn auf ein Paar Stündchen dem Tanze beyzuwohnen. Herr Heerfort ließ sich dazu bereden, und Sophie mußte, wider ihren Willen, mitgehen.

Sophie war von Natur etwas schüchtern. Sie kannte von der Tanzgesellschaft niemanden, daher gerieth sie in keine kleine Verlegenheit, als sie in den Saal trat. Zu ihrer großen Freude erblickte sie Christinen an einem Ende des Saals. Sie ging so gleich zu ihr hin und bezeigte ihre Freude darüber, sie hier anzutreffen. Aber was that Christine? Sie machte der guten Sophie ein kaltes Kompliment, ließ sie allein

stehen und mischte sich unter ihre neuen Freundinnen. Ist das eine gute Bekannte von Ihnen? fragten diese. Ach! antwortete Christine verächtlich, ich war einmal etwas mit ihr bekannt, wir wohnen in Einer Stadt, kommen jetzt aber gar nicht mehr zusammen. Es ist nicht viel an dem Mädchen.

Sophie, die das alles hörte, wurde blaß und wußte sich vor Bestürzung kaum zu fassen. Thränen drängten sich in ihr Auge, aber sie hielt sie zurück. Sie ging zu ihrem Vater, und bat ihn recht dringend, diesen Ort zu verlassen. Dieß that der Vater. Als Sophie fortging, wendete sie sich noch einmal gegen Christinen und die übrigen Mädchen um, und machte eine Verbeugung. Christine und noch einige andere Tänzerinnen lächelten verächtlich. Dieß ging Sophieen durch das Herz wie ein Dolchstich.

Als Sophie nach Hause kam, ging sie in den Garten und weinte gar sehr über Christinens Betragen gegen sie. O Christine! sagte sie, wüßtest du, wie wehe du meinem Herzen gethan hast! warst du nicht einmal meine geliebteste Freundin? war ich dir nicht immer herzlich gut? und nun mich so zu behandeln! O Christine! Christine! wo ist dein gutes Herz, das mir allezeit so sehr an dir gefiel? —

Herr Heerfort hatte Christianens Benehmen gegen seine Tochter auch bemerkt. Er tröstete sie darüber und bat sie, sich durch so was ja nicht

zum Hasse und zur Feindschaft verleiten zu lassen. Er durfte das gar nicht befürchten; denn Sophie dachte edel.

Es vergingen einige Jahre und Christinens Eitelkeit stieg immer höher. Doch auf einmal bekam sie einen Stoß. Herr Rautenstrauch hatte eine große Spiegelfabrik, die kostete ihn gewaltig viel Geld; sein ganzer Reichthum stak darin. Eines Tages erhält er durch einen Eilboten die traurige Nachricht, daß die Spiegelfabrik, die einige Meilen von seinem Wohnorte entfernt war, ganz abgebrannt sey. Herr Rautenstrauch schlug die Hände zusammen und rief: Nun bin ich ein unglücklicher Mann! Das hörte seine Tochter. Sie erkundigte sie um die Ursache der Bestürzung, die sie bey dem Vater bemerkte, und als sie hörte, was vorgefallen sey, rang sie die Hände, und lief wie wahnsinnig im Hause herum.

Der traurige Vorfall hatte auf die Gesundheit des Herrn Rautenstrauch einen gefährlichen Einfluß. Er wurde sehr krank. Alles ging nun in seinem Hause verkehrt, denn seine Tochter verstand die Wirthschaft nicht und seine Frau war schon vor einigen Jahren gestorben.

Herrn Rautenstrauchs Krankheit dauerte ein ganzes Jahr. Dann starb er und hinterließ seiner Tochter nichts als Schulden. Nun war sie eine Waise. Niemand wollte sich ihrer annehmen, denn man kannte sie allgemein als ein eitles, übermüthiges Mädchen und war ihr darum

abgeneigt. Ihre Freundinnen, von welchen oben erzählt wurde, wollten jetzt nichts mehr mit ihr zu thun haben und sagten! „Wir finden keinen Geschmack mehr an ihr; es ist nicht viel an dem Mädchen!“

Das war ein harter Schlag für Christinen. Sie mußte ihre prächtigen Kleider verkaufen, um einige Schulden zu bezahlen. Ging sie nun auf der Gasse, so wies man mit Fingern auf sie und sagte: da geht die eitle Närrin; jetzt ist sie gar demüthig und trägt das Köpfchen um eine Spanne niedriger. Diejenigen, die ein weicheres Herz hatten, bedauerten sie.

Christine wurde mit jedem Tage trauriger. Sie wußte nicht, was sie in ihrer Noth anzufangen habe. Arbeiten konnte sie nicht und hatte auch keine große Lust dazu. Eines Abends, da sie in Thränen beynahe schwamm, klopfte jemand an ihre Stubenthüre, und es trat — Herr Heerfort herein. Der brave Mann nahm herzlichen Antheil an ihrem Schicksale und suchte sie zu trösten. Endlich eröffnete er ihr, daß er entschlossen sey, sie als seine eigne Tochter aufzunehmen und für ihr Wohl wie ein Vater zu sorgen.

Christine fiel Herrn Heerfort um den Hals und dankte ihm mit tausend Thränen für seine Freundschaft und Güte gegen sie.

Am folgenden Tage zog Christine in Heerforts Haus. Sophie ging ihr entgegen, als sie in die

Stube trat, fiel ihr an die Brust, weinte und sagte: O liebe Christine! Wie sehr betrübt mich dein Schicksal! doch fasse dich, es wird noch alles gut werden. Laß uns mit einander an der Hand der Freundschaft unsre Tage verleben! o laß uns das!

Christine, die eine solche freundschaftliche Aufnahme von Sophieen nicht erwartet hatte, Christine, die sich ihres Betragens wegen schämte, welches sie sich gegen ihre Freundin erlaubt hatte, hing an Sophieens Brust und weinte laut und sagte: o vergib edles Mädchen! vergib mir alles, wodurch ich Thörin dich beleidigt habe! Sophie! wie gut, wie edel bist du! ach, so eine herzliche Freundin, so ein vortreffliches Mädchen konnte ich so sehr beleidigen! —

Sophie küßte Christinen und sagte gerührt: Lobe mich nicht so sehr, Christine! Alles, alles, was unter uns vorgefallen ist, sey auf immer vergessen. Wir sind nun wieder gute Freundinnen und wollen es bis in den Tod bleiben.

Herr Heerfort, der bey diesem rührenden Auftritte zugegen war, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Er trat zu den Mädchen, legte ihre Hände zusammen, und die seinige darauf und sagte: Liebt euch, wie Schwestern und seht mich beyde für euern Vater an.

Für Christinen begann jetzt ein neues Leben. Ihr Herz war noch nicht ganz verdorben, die

edlen Gefühle fingen an, sich wieder zu regen, sie erwarb sich die Achtung und Liebe aller, die sie kennen lernten und die neue Freundschaft zwischen ihr und Sophieen trennte nur der Tod.

## Die Gärtner bey Wallheim.

Entfernt von der Stadt, mitten im Schoße der Natur, lebte bey Wallheim Herr Herbst mit seinen Kindern und Pflegesöhnen, für deren Erziehung er als Vater sorgt. Auf einem einsamen Hügel hat er sich ein Paar große Häuser gebaut, in denen er mit seiner Familie ruhig froh und zufrieden hauset. Vor den Häusern liegt eine lachende Gegend. Die Residenzstadt eines geliebten Fürsten fällt angenehm in das Auge, besonders funkeln die Fenster des Schlosses wie Diamanten, wenn sie Abends von den letzten Strahlen der Sonne beschienen werden. Wälder schlängeln sich hie und da an den Hügeln hin, trauliche Dörfer gucken unter fruchtbaren Obstbäumen anmuthig hervor, auf den Feldern schwanken silberne Aehren und durch die Wiesen, die vor den Häusern des Herrn Herbst liegen, schlängelt sich ein kleiner Bach, über welchen seine Kinder oft herüber springen. Auch legen sie sich in diesem Bache zuweilen kleine Inseln an, und pflanzen auf dieselben Zeitlosen und

andere Blumen. Oft sieht man sie auch mit papiernen Schiffen zum Bache wandeln, dieselbe aufs Wasser setzen und ihnen jubelnd nachfolgen, wenn sie vom W sser fortgetrieben werden. Dann und wann leiden sie wohl auch Schiffbruch.

Hinter den Häusern stehen mehrere Berge, die mit Tannen, Fichten, Birken, Kiefern und andern Bäumen bewachsen sind. Sie bilden ein anmuthvolles Thal, an dessen Ende ein altes Kloster lieblich ins Auge fällt. Es heißt R. In dem Thale stößt man auf einige Teiche, in welchen die Kinder des Herrn Herbst im Sommer, wie Delphine, herumschwimmen.

In einer solchen Gegend lebt Herr Herbst, den die meisten meiner Leser aus den schönen Schriften kennen, die er für sie geschrieben, und den gewiß alle, denen seine Bücher bekannt sind, liebgewonnen haben.

Herr Herbst ist ein gar großer Liebhaber vom Gartenbau. Auf dem Hügel, wo er sich anbaute, fand er keinen Garten, wo er was hätte hinsäen können. Hm! dachte er, was nicht ist, kann werden. Das wäre gar eine herrliche Sache, wenn du gleich hinter dem Hause ein Stück Land hättest, auf welchem du dir in mancher Stunde eine heilsame Bewegung machen, graben, pflanzen, jäten und endlich auch was für den Tisch ärndten könntest. Deine Kinder hätten gewiß auch eine Freude darüber, wenn sie manchmal in ihr Gärtchen springen, dort arbeiten und

sich dann der Früchte freuen könnten, die sie selbst groß zogen.

Was that Herr Herbst? Er dachte nach, wie wohl die Sache anzufangen sey, um das zu erhalten, was er so sehnlich wünschte. Was er suchte, fand er bald. Wie? dachte er, wenn du dir hinter dem Hause einen Garten anlegen ließest. Der Berg, der dahinter liegt, mußte freylich erst abgetragen werden; aber das ist ja keine Unmöglichkeit. Ein Paar Dutzend fleißige Tagelöhner, wie bald schanzen Dir die nicht ein Stück Land an, das Du mit guter Erde beschütten und dann besäen kannst?

Aber wie wär's, dachte Herr Herbst weiter, wenn du mit deinen Kindern selbst den Berg abtrügest? wenn du dir mit eigener Hand einen Garten schafftest? Das müßte doch wahrhaftig eine größere Freude gewähren, als wenn ihn Andere anschanzen. Das Abtragen des Berges wäre für deine Pflegesöhne auch eine scharmante Beschäftigung. Sie hätten dabey eine vortrefliche Bewegung, ihre Muskeln würden dadurch gestärkt, die Seele erheitert, und wann sie dann auf ihr Gärtchen blickten, könnten sie mit Freude sagen: das Stück Land hab' ich meinem Fleiße zu verdanken. Die Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Gurken, Rettige und Melonen, die sie darauf bauen, müßten ihnen dann noch einmal so gut schmecken.

Sogleich

Sogleich machte Herr Herbst ein Plänchen. An einem Frühlingstage versammelte er seine Pflegesöhne. Vor dem Hause standen einige Karren und an der Wand lehnten mehrere Piken und Schaufeln. Die Kinder machten große Augen.

Herr Herbst lächelte und hielt folgendes Redchen: Lieben Kinder! es ist eine so schöne Sache, wenn man im Herbste, wo alles reif ist, in einen Garten gehen und die Früchte ärnten kann, die darin gewachsen sind. Aber man kann nichts ärnten, wenn man nichts anbaut, und nichts anbauen, wenn man keinen Platz dazu hat. Ich seh' es euch wohl an, ihr wünschtet im Herbste auch was zu ärnten.

O ja, Vater! riefen alle.

Da müßt ihr aber, fuhr Herr Herbst fort, im Frühlinge säen.

Aber wo sollen wir säen? fragten einige.

Herr Herbst. Im Garten. Wir haben nun freylich keinen Garten. Aber wir wollen uns einen machen. — Hört mich nun an. Ich habe für euch Garteninstrumente machen lassen. Einige bewaffnen sich mit Piken, andere mit Schaufeln und die übrigen ergreifen die Karren. Fritz geht mit der Trommel voraus, schlägt uns einen schönen Marsch, und wir ziehen Paarweise nach. Auf dem Berge hinter dem Hause machen wir Halt.

Fritz ergriff die Trommel und schlug einen Marsch. Frohlockend zogen die Anderen, in

der schönsten Ordnung, um das Haus herum, auf den Berg. Hier fing man an zu graben, die aufgepickte Erde in die Karre zu schaufeln, und sie dann in eine Grube zu führen. Das machte allen recht großen Spaß. Als man eine Stunde fleißig gearbeitet hatte, rührte Fritz von neuem die Trommel, man stellte sich in Ordnung, und rückte, zwey und zwey, vor das Haus. Die Karren wurden in den Hof gestellt, die Schaufeln und Picken erhielten einen andern Platz.

Das Mittagsmahl schmeckte Allen gar herrlich. Jeder bekam ein Gläschen Rheinwein.

Wenn es des Morgens fünf schlug, so verließen die Kinder des Herrn Herbst ihr Bett, kleideten sich schnell an, wuschen und kämmten sich und zogen dann, zuweilen mit Musik, hinter das Haus auf den Berg, wo sie das Abtragen des Berges, oder das Schanzen, wie sie es nannten, fortsetzten. In einiger Zeit war ein Stück Land fertig, welches man besäen konnte. Es wurde unter diejenigen vertheilt, die mit gearbeitet hatten. Das war eine Freude! alle wurden nun Gärtner. Sie verschrieben sich allerhand Sämereyen, bekamen auch wohl welche von ihren Eltern geschickt, vertheilten sie brüderlich unter sich, und besäten nun das Land, das sie sich selbst, durch ihrer Hände Arbeit, erworben hatten.

O wie viele vergnügte Stunden konnte man nun im kleinen Garten verleben! Jeder kam zu dem andern, erkundigte sich, was? und ob er

wohl dieses und jenes säen werde? Man gab sich einander manchen guten Rath, und wann etwas auf den selbst gegrabenen Beeten aufging, so freute man sich darüber gar herzlich, sprang hin zu den Andern, meldete es ihnen und nahm Theil an ihren Freuden. Das Unkraut jätete man rein aus und brachte es den Schaafen. Denn jeder hatte, wenigstens ein Schaaf oder ein Lamm.

Der Garten wurde mit jedem Jahre größer. Nun ist er ziemlich ansehnlich; denn noch immer fahren die Pflegesöhne des Herrn Herbst fort, ihn zu erweitern. Auch die kleinen Männerchen, die hier erzogen werden, helfen mit schanzen. Im Frühling, Sommer und Herbste, sieht man fast alle Tage, den lustigen Wilhelm, den ernsten Eduard, den lockigen Ernst und den bald freundlichen, bald finstern Franz, mit Piken, Schaufeln und Karren in den Garten ziehn und dort fleißig arbeiten. Selbst die noch kleinern Männerlein, Peter, Eckardt, Thuiskon und Tido schanzen zuweilen.

Es ist eine wahre Lust, eine beträchtliche Anzahl junger Personen, scharlachroth gekleidet, bald nach Aufgang der Sonne, versehen mit Piken, Schaufeln und Karren, im Garten zu sehen, wie sie sich der Arbeit freuen, wie der eine die Erde aufhackt, der andere mit aller Anstrengung einen schweren Stein mit einem Hebel ausshebt, der dritte die Karre füllt, und der vierte

sie in eine Grube führt, die sich am nächsten Berge befindet! Besonders ist der Anblick der Fleißigen angenehm und das Herz erfreuend.

Der Tag, an welchem die Pflegesöhne des guten Herrn Herbst, ihre Schanzarbeiten nach dem Winter anfangen, und an welchem sie sie im Spätherbste endigen, diese zwey Tage sind für sie festliche Tage. Schon lange vorher spricht man vom Schanzfeste im Frühling und freut sich, wenn es da ist. Es hat damit folgende Bewandtniß*)

Wann der holde Frühling erscheint, alles trocken ist und ein schöner Tag einfällt, läßt Herr Herbst alle Karren vor das Haus führen und in eine Reihe setzen, an die Wand werden die vorräthigen Picken und Schaufeln angelehnt und wenn nun alles bereit ist, und die Glocke eilf schlägt, wo seine Pflegesöhne aus den Lehrstunden kommen, läßt Herr Herbst zwey kleine Glocken ziehn. Da strömt alles zusammen vor das Haus.

Die Lehrer, die schon vorher zum Feste eingeladen worden sind, erscheinen auch. Herr Herbst hat kleine Zettelchen in der Hand, auf denen stehen die Nummern: 1, 2 3 4, 5, u. s. w. Jeder Lehrer nimmt sich Eines von diesen Zettelchen; derjenige der die Nummer 1 bekommen

*) Der Verfasser konnte Wiederholungen nicht füglich vermeiden, man wird sie ihm verzeihen.

hat, fängt an, sich von den Zöglingen einen zu seinem Gehülfen beym Schanzen auszuwählen; dann wählt derjenige, der die Nummer 2, dann der, welcher die Nummer 3 gezogen hat u. s. w. Es versteht sich, daß man sich immer zuerst diejenigen wählt, von denen man weiß, daß sie fleißig und verträglich sind. Die Trägen und Streitsüchtigen bleiben immer zuletzt; denn Niemand wünscht sie unter seine Aufsicht zu bekommen. Schon gar Manchem stand deßhalb eine Thräne im Auge, aber wer war Schuld daran? Niemand als er selbst.

Ist die ganze Schanzgesellschaft in Compagnien vertheilt, so treten die Fahnenjunker hervor. Es sind deren immer zwey; gewöhnlich bekommen die jüngsten dieses Ehrenämtchen. Die Fahnen sind von Taffet. Auf einer ist ein Grabscheit, als Sinnbild des Gartenbaues und des körperlichen Fleißes überhaupt, gestickt. Auf der andern stehen die ausgenähten Buchstaben: D. D. U. H. Diese Buchstaben bedeuten den Wahlspruch der Gesellschaft: „Denken, Dulden Und Handeln.“

Hat man sich mit Piken, Schaufeln und Karren versehen, so stellen sich alle Compagnieenweise, in Ordnung. Karl, der große, steht mit der Trommel an der Spitze des Regiments: gleich hinter ihm stehen die Fahnenjunker mit den flatternden Fahnen. Die Trommel wird gerührt. Bald schweigt sie und nun blasen einige

Musikanten auf Waldhörnern und Flöten einen schönen Marsch. Zuweilen wird auch ein passendes Lied abgesungen. Hierauf schreitet die Gesellschaft, Paarweise, in schöner Ordnung, um einige Gebäude, bis sie in dem Garten, an dem Berge ankommt, den man abträgt. Die Fahnen werden aufgepflanzt; und nun fängt, groß und klein, an zu arbeiten. Unter Musick schanzt man eine gute Stunde; Frohsinn lächelt auf den Gesichtern der Fleißigen; es wird gescherzt und gelacht, und mancher sucht den andern an Schnelligkeit im Arbeiten zu übertreffen. Freundlich blickt die liebe Sonne vom Himmel auf die muntre Gesellschaft herab, und der Anblick derselben müßte das Herz eines jeden innig erfreuen, der in seiner Brust noch Gefühl für Thätigkeit und für die reinen Freuden der Natur hat.

Es kommt mir was ein, ich weiß aber nicht ob ich recht habe. Unter meinen Lesern könnten vielleicht einige seyn, denen der Gartenbau so viel Vergnügen macht, als den Pflegesöhnen des Herbst. Vielleicht haben sie auch hinter ihrer Wohnung einen kleinen unbekannten Berg. Wie wärs, wenn sie den in einen Garten umwandelten? Das wäre doch wirklich ein schöner Spaß.

Oder wenn sich einige Schüler aus einer Schule beredeten, ihren Lehrer zu bitten, ihnen irgendwo einen öden Platz anzuweisen, um denselben in einen Garten umzuschaffen, wahrlich! das

müßte eine Luſt geben, die ich gern mit anſehen möchte. Freylich müßte der Lehrer bey den Vorgeſetzten der Schule um einen ſolchen Platz anhalten; aber ich glaube, daß er nie eine Fehlbitte thun wird, wenn die Vorgeſetzten gute und verſtändige Männer ſind.

Dieſe Schüler könnten dann jährlich auch ein Schanzfeſt feyern und mit Muſik, Trommel und Fahnen in ihren Garten rücken. Auch könnten ſie folgendes Lied, oder, wenn ſie ein beſſeres fänden, das beſſere abſingen.

---

## Lied am Schanzfeſte.

Mel. Roſen auf den Weg geſtreut u. ſ. w.

Brüder! ſchaut den Himmel an!
Blicket nach der Sonne!
Seht! auf unſrer Lebensbahn
Lacht uns neue Wonne;
Heiter iſt das Firmament,
Lachend Berg' und Wieſen.
Seht! der Winter iſt zu End'
Frühling ſey geprieſen!

Folgt den Winken der Natur,
Eilet in das Freye,
Hier ſeht ihr auf Roſenſpur,
Brüder! manches Neue!

Thätig sey jetzt eure Hand,
Greift nach euren Piken,
Und erweitert euer Land,
Froh, mit heitern Blicken.

Jubelt wann der Berg euch weicht,
Und die Steine rollen!
Frohmuth macht die Arbeit leicht,
Leicht die schwersten Schollen!
Wie der Himmel, rein und hell,
Sey auch eure Seele!
Rasselt mit dem Karren schnell
Hin zur Bergeshöhle.

Wann dann auf dem Gartenbeet
Blum' und Bohnen stehen,
Und wir, wenn der Zephyr weht,
Dann in Garten gehen;
O dann lacht das frohe Herz,
Freuet sich im Grünen,
Und wir jubeln, Herz an Herz,
Wann der Herbst erschienen.

Brüder! schaut den Himmel an!
Blicket nach der Sonne!
Seht auf unsrer Lebensbahn
Lacht uns neue Wonne!
Thätig sey jetzt eure Hand,
Greift nach euren Piken!
Und erweitert euer Land
Froh, mit heitern Blicken! —

Wenn die Pflegesöhne des Herrn Herbst eine Stunde am Schanzfeste gearbeitet haben, stellen sie sich wieder in Ordnung, Karl rührt die Trommel, hinter ihm schreiten die Fahnenjunker, und die Musikanten blasen einen Marsch. Man marschiert jetzt auf einem andern Wege vor das Haus, und geht bald darauf zu Tische. Hier wartet der Hungrigen eine einfache, sättigende Mahlzeit, die von Allen mit dem besten Appetite genossen wird. In kleinen Gläsern blinkt ein goldgelber Trank, der den Gästen wohl bekommt.

Von diesem Tage an wird an jedem Morgen, wenn nicht etwa böses Wetter eintritt, in dem Garten geschanzt, bis tief in den Herbst. Im October, wann die rauhen Lüfte zu wehen anfangen, wird an einem schönen Tage das Schanzen beschlossen. Man rückt wieder, wie im Frühlinge, mit Musik in den Garten, arbeitet zu guter Letzt noch eine Stunde, übersieht dann das Stück Land, das man in diesem Jahre gewonnen hat, freut sich über das Werk seiner Hände und stimmt gewöhnlich ein Lied an, in welchem allen denen ein Lebehoch! gebracht wird, die seit fünfzehn Jahren, an der Umwandlung des Berges in einen Garten gearbeitet haben. Viele von diesen sind in der weiten Welt zerstreut, der eine lebt in Paris, ein Anderer ist mit dem berühmten französischen General Bonaparte nach Egypten gezogen, ein dritter befindet sich

in London, ein vierter in Koppenhagen, und wer weiß, in welchem Winkel unsers Planeten so mancher haust, der einmal an der Erweiterung des Gartens mit arbeitete. Aber ihr Andenken wird von der Familie des Herrn Herbst erneuert und mit Dank erinnert man sich hier ihrer an einem festlichen Tage. O es ist eine schöne Sache um eine solche Erinnerung! Wohl dem, an den man sich immer mit Vergnügen und mit dankbaren Empfindungen erinnert!

Das Stück Land, das man durch das Schanzen gewonnen hat, wird gleich vertheilt. Diejenigen Zöglinge, welchen Unterricht in der Meßkunst ertheilt wird, übernehmen dieses Geschäft mit ihrem rechtschaffenen Lehrer. Es wird gute Erde und eine Menge Tannennadeln auf das Land gefahren; dieß gibt dann herrlichen Boden, besonders wenn noch Dünger dazu kommt.

Klein und groß freut sich auf den Frühling. Im Winter schon sieht man sich um Sämereyen um. Solltet ihr einmal in dieser Jahreszeit Abends bey Herrn Herbst speisen, so könnte sichs leicht treffen, daß ihr in der Mitte des Speisesaales eine beträchtliche Anzahl munterer Zöglinge sähet, und sie lateinische und griechische Namen aussprechen hörtet. Ihr könnt dann sicher schließen, daß einer von ihnen ein Geschenk in Sämereyen erhalten hat, die er unter seine Freunde vertheilt. Die lateinischen und griechischen

Namen der Sämereyen schreiben sie sich sorgfältig auf. Sie jubeln immer, wenn Wilhelm der größere, von Hause ein Packetchen erhält. Sein redlicher Vater hat einen großen Garten, in diesen säet er die mannigfaltigsten Blumen und Kräuter und schickt davon seinem Sohne jährlich ein Paarmal Saamen. Hast du Saamen bekommen? rufen ihm viele entgegen, wenn er etwas von der Post erhält; und wann er diese Frage mit Ja beantwortet, so freuen sich seine Freunde; denn sie wissen, daß sie auch einen Theil davon bekommen.

Peter Heinrich hat seine Beete mit vielen Sorten dieser Sämereyen besäet; kommt ihr einmal im Sommer auf seinen Garten, so findet ihr da vielerley ausländische und inländische Blumen. Ich will euch doch einige nennen, aber nicht mit ihren deutschen Namen, denn das würde euch nicht viel helfen, weil in jeder Provinz fast jede Pflanze anders genannt wird. Auf Peter Heinrichs Beeten stehen: coronilla cretica; Xeranthemum annuum; senecio elegans; helianthus annuus; geranium moschatum; cerinthe major; convolvulus tricolor; tropaeolum majus; dracocephalum moldavica flore coeruleo; lupinus albus u. s. w.

Ist der Frühling da, so lebt alles in dem Garten. Jeder macht sich auf sein Land, gräbt es um, führt Dünger darauf, macht Beete, berathschlagt sich mit andern, womit er sie besäen

solle, und wenn sie besäet sind, begießt er sie sorgfältig, schützt sie vor dem übeln Einflusse der Witterung, und wandelt alle Tage froh in den Garten, um nachzusehn, ob nicht etwas auf seinen Beeten aufgegangen sey. Die Freude solltet ihr sehen, wenn wirklich etwas von dem Gesäeten aus der Erde hervorguckt. Dann hört man nichts als: Wilhelm! Adolph! Fritz! Karl! Abraham! her auf mein Land! meine Lupine viola tricolor und nasturcium ist mir aufgegangen; und bey mir, ruft ein anderer, einige Radieschen, Erbsen und Gurken; schön! jubelt ein dritter, meine Wunderblume guckt schon hervor, auch ein flos africanus, ha! excellent! auch eine Levkoje! Ah! ruft ein vierter, mein Centnerkürbis ist aufgegangen; die Melone muß auch bald kommen!

Große Freude verbreitet die Mutter-Natur unter den Kindern des Herrn Herbst, wenn aus ihrem Schooße eine Blume oder ein anders angebautes Gewächs emporsproßt. Rein ist das Vergnügen, welches der Anblik desselben dem Herzen gewährt. Es ist daher immer ein gutes Kennzeichen, wenn ein Kind sich über eine Blume, die es selbst gepflanzt hat, mehr freut als über einen Pfannkuchen. Das Vergnügen, das der Gaumen gewährt, ist zu sinnlich und zu niedrig; edler ist dasjenige, welches uns durch unsere Augen und Ohren zu Theil wird. Denkt nur einmal darüber nach.

Angenehm und schnell verschwindet den Pflegesöhnen des Herrn Herbst der Sommer; denn die Erholungsstunden in demselben bringen sie in dem Garten auf ihren Beeten zu und freuen sich der Blumen und Gewächse, die sie selbst gezogen haben. Oft wenn man in dem Garten herumwandelt, kommt einem ein gefälliger junger Gärtner entgegen, und überreicht einen Blumenstrauß. Durch solche Geschenke suchen sich alle einander ihre gegenseitige Liebe an den Tag zu legen.

Und wenn nun vollends der Spätsommer oder der Herbst kommt, o dann ist Freude über Freude! Man sammelt den Saamen der schönsten und seltensten Blumen ein, man ärntet Erbsen, Bohnen, Gurken, Kürbisse, Kartoffeln und noch manches andere; man verbindet sich mit einem oder mehreren Freunden, thut das Geärntete zusammen, und läßt sich manches Gerichtchen davon zu richten. Der eine springt zu Lenchen in die Küche und bittet sie, ihm einen Bohnensalat zu machen, ein anderer ersucht Fränzchen, ihm die Kartoffeln zu kochen, ein dritter legt bey Christinchen eine Bitte ein, ihm einen Gurkensalat zu rechte zu machen. O wie herrlich schmeckte dieß alles! denn man hat es ja selbst gepflanzt!

O herrlicher Gartenbau! möcht' ich hier ausrufen, dem Körper und der Seele gewährst du große Vortheile! Du stärkst die Nerven, erhälst die Gesundheit, erheiterst den Geist, ge-

währst der reinen Freuden eine große Zahl und inniger schmiegt sich durch dich das fühlende Herz an die Brust der Mutter unser Aller, der heiligen Natur!

Wie wärs, wenn einer oder der andere meiner Leser dem Gartenbau ein Lobredchen hielte? Gern möcht' ich dann diese Lobrede lesen, und sie auch die jungen Gärtner bey Wallheim lesen lassen. Und noch besser wärs, wenn alle meine Leser und Leserinnen den Gartenbau recht lieb gewännen und ihn mit eben der Lust trieben als die Gärtner, von denen ich ihnen erzählte.

Es leben alle hoch, die den Gartenbau lieben!
Es leben hoch die jungen Gärtner bey Wallheim!

---

## Die zwey Kaninchen.

### Eine Fabel. Aus dem Spanischen.

Durch ein lichtes Wäldchen floh ein Kaninchen, von zwey Hunden verfolgt. Einer seiner Kameraden, der ihm aus der Höhle entgegen kam, schrie ihm zu: halt, halt Bruder! was gibts?

Ey was soll's geben? versetzte das erste: da verfolgen mich zwey verdammte Windhunde, und hätten mich beynahe erwischt.

Richtig! sprach das andere; dort seh' ich sie laufen. Aber das sind keine Windhunde! —

Nu was denn sonst?

Ey Pudel sinds!

Was? Pudel wärens? Nu mein Treu! du mußt sie recht kennen! Windhunde, Windhunde warens! Ich werde sie doch wohl gesehen haben?

Ach! schweig doch! das verstehst du ja nicht. Pudel waren's, sag' ich dir, und wenn's tausendmal —

Pudel sind's und Pudel bleiben's, du magst reden was du willst —

Während dieses Streites wurden meine beyden Kaninchen von den Hunden überfallen und gefangen.

* * *

Kinder! die ihr euch oft um Lappereyen zankt, und darüber das Wichtige vergeßt, denkt doch an die zwey Kaninchen.

---

## Der Stieglitz und der Schwan.

### Eine Fabel. Aus dem Spanischen.

Schweig, unverschämter Schreyer! sprach der Schwan zum Stieglitz. Du forderst mich zum Singen auf, da du doch weißt, daß meine süße

Melodie unter allen Vogelstimmen ihres Gleichen nicht hat.

Der Stieglitz wiederhohlte seine Lieder: —

Welche Frechheit! schrie der Schwan. Sehr einmal, wie mich der Bettelmusikant verfolgt! Er sollte mir noch sehr danken, daß ich aus Mitleiden gegen ihn meinen Gesang nicht hören lasse und ihn demüthige.

O singe doch nur, ich bitte dich! versetzte muthwillig der Stieglitz. Wie wird man nicht deine göttlichen Lieder bewundern, die noch niemand gehört hat, ob sie gleich weit berühmter sind als die meinigen!

Nun wollte der Schwan singen — und kreischte.

* * *

Bey dieser Fabel kommst du mir ein, kleiner Max, der du dich so gerne lobst und dabey Andere verachtest, und wenn es endlich zum Handeln kommt, dich eben so producirst, wie der Schwan.

---

## Der Maulwurf und andre Thiere.

### Eine Fabel. Aus dem Spanischen.

Ein Haufen Thiere, alle vierfüßig, spielten einmal blinde Kuh: ein Hund, ein Fuchs, eine Ratte, ein Eichhörnchen, ein Hase und ein Affe.

Dieser,

Dieser, als der Gewandteste mit seinen Händen, verband den Uebrigen die Augen.

Ein Maulwurf hörte den Lärmen. Ha! rief er, von der lustigen Parthie muß ich auch seyn. Mein Treu! ich gehe hin. Er bat zugelassen zu werden; und der Affe, als ein rechter Hofmann, verstattete es ihm mit der verbindlichsten Art; vermuthlich, um sich über ihn lustig zu machen.

Der blinde Maulwurf that bey jedem Laufe zwanzig Fehltritte, und gleich beym ersten Gange, wie man denken kann, fingen sie den Patron mit leichter Mühe. Nun kam die Reihe an ihn, blinde Kuh zu seyn; und wer konnte diese Rolle besser spielen, als er? Doch sagte er zum Scheine zum Affen: Nun was wird's? verbinden mich Ew. Liebden bald?

* * *

Hier will der Blinde, der seine Blindheit kennt, doch glaubend machen, daß er sehe; und dort will uns ein Unwissender vorspiegeln, daß er gar verständig sey.

---

## Richard Whittington.

In Somersetshire in England lebte ein armer Knabe, Namens Richard Whittington, der seine Eltern nicht kannte, weil

sie gestorben waren, als er noch klein war. Verlassen von aller Welt, führte der arme Richard, ein kümmerliches Leben. In zerlumpten Kleidern lief er einher, wie viele Betteljungen in mancher deutschen Stadt; ließ sich als Kurier, Stiefelputzer, Gänsehirte und Gassenkehrer gebrauchen; aber seine Aemter trugen ihm wenig ein; sein Beutel war fast immer leer, wie sein Magen, und er mußte oft froh seyn, wenn er zu seinem Trunk Wasser auch ein Stück schwarzes Brod dazu beißen konnte.

Richard Whittington wuchs etwas grösser. Da fiel ihm einmal der Gedanke ein, sein Heil in der großen Stadt London zu versuchen. Aber wie dahin reisen? das Reisen kostet Geld, und das war eben Richards Reichthum nicht. War ja ein Mensch am Gelde arm, so wars Richard. Indeß, er hatte einen Mund und eine Zunge, und diese wußt' er gut zu gebrauchen. Die sollten ihm, dacht' er, auch auf der Reise gute Dienste thun, und ihn vor dem Erhungern schützen.

Richard Whittington trat seinen Marsch an. Kam er in eine Stadt oder in ein Dorf, so suchte er sich so viel zu erbetteln, als ihm zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Es fanden sich auch überall wohlthätige Menschen, die ihm manches Geldstück zuwarfen, ein Mittagsmahl zukommen ließen, ihn wohl auch mit einem abgetragenen Kleidungsstücke beschenkten.

In einiger Zeit war die Reise glücklich geendigt und Richard befand sich nun in London, was er sich so sehnlich gewünscht hatte. Hier suchte er unterzukommen. Aber es hielt schwer. Wohl an mehr als zehn Orten trug er seine Dienste an, wurde aber überall abgewiesen, vielleicht weil sein schlechter Anzug eine schlechte Empfehlung für ihn war.

Doch endlich kam Richard in das Haus eines Kaufmanns, der ein sehr braver Mann war. Der arme Junge dauerte ihn und er sagte zu ihm: Kannst in meinem Hause bleiben; du sollst in der Küche Geschäfte bekommen, aber eine Stube kann ich dir nicht einräumen; du mußt dich mit der kleinen Kammer begnügen; die dir die Köchin zeigen wird.

Richard war froh, wie mancher arme Schelm, der sich aus einer drückenden Gefangenschaft frey gemacht hat; er dankte seinem künftigen Herrn für seine Gnade und ließ sich sein Quartier anweisen. Ach du lieber Himmel! das sah darin aus, wie in dem Stalle gewisser Hausthiere, deren Namen jeder leicht errathen wird. Das Kämmerchen war eng wie ein Vogelbauer und gar vielerley lag darin der Kreutz und Quer. In einem Winkel lagen zerbrochene Töpfe, zerschlagene Gläser, Teller und Schüsseln, alles durch einander; in dem andern Winkel stand ein offenes Faß mit stinkendem Wasser und hie und da lag' ein Lumpe mit verrosteten und unbrauch-

baren Küchengeräthen. Das alles machte den frohen Richard nicht mißmuthig. Er räumte alles hurtig zusammen, und warf es aus seinem löchrigen Pallaste. Wie ein König blickte er herum, als er die Ordnung darin hergestellt hatte.

Richard Whittington war nun einstallirter Küchenjunge. Er verrichtete sein Amt mit mehr Treue und Gewandheit, als der das Geschäft übernommen hat, die Lichter zu putzen, oder als D., der oft nur dann die Messer und Gabeln herumlegt, wann das aufgetragene Fleisch schon kalt geworden ist. So handelte Whittington, der Küchenjunge nicht. Was ihm aufgetragen wurde, that er gern, schnell und gut, besonders hielt er alles in der Küche in der schönsten Ordnung.

Durch seine Ordnungsliebe machte er sich bey der Köchin gar nicht beliebt. Das war ein mürrisches Geschöpf, voll Disputier- und Zanksucht. Sie warf alles durch einander, und da Richard ihr ein Paarmal Winke gab, daß das nicht lobenswerth sey, so warf sie einen Haß auf ihn, der sich tagtäglich gegen ihn äußerte. Sie überhäufte ihn mit den beissendsten bittersten Spöttereyen und nannte ihn fast immer nur den Küchenpräsidenten. Richard trug alles mit Geduld; denn in der Geduld besaß er große Stärke.

In den Stunden, wo Richard frey von Geschäften war, stieg er in seine Kammer und

that manches für sich. Aber des Nachts hatte der arme Schelm wenig Ruhe. Zwar vexirte ihn jetzt die zanksüchtige Köchin nicht mehr, aber es fanden sich andere Plagegeister ein, die ihm gewaltig zur Last fielen. Es statteten ihm nemlich alle Nacht ungeheuer viele Mäuse und Ratten regelmäßig ihren Besuch ab, und Richard konnte ihnen nichts anhaben; denn wann er auch heute drey davon todt schlug, so kamen Morgen, statt dieser, ihrer sechs auf sein Logis.

Ich weiß nicht, wodurch sich Richard einmal einen baaren Groschen verdiente. Darüber hatte er eine so große Freude, als wäre er König von Pohlen geworden. Frohlockend lief er mit seiner Baarschaft auf den Markt, und kaufte sich — eine Katze.

Nun hatte Richard einen Stubengesellschafter, der ihm die wesentlichsten Vortheile gewährte; denn er wies treulich die ungebetenen Gäste ab, welche bisher den armen Whittington des Nachts immer sehr beunruhigt hatten. Er konnte nun ruhig schlafen. Richard gewann die Katze gewaltig lieb und gab ihr den Namen Rips; von der Köchin aber und von den andern Bedienten im Hause, wurde sie, spottweise, der Kammerjäger genannt.

In dem Hause des Kaufmanns, wo Richard Whittington Küchenjunge war, herrschte die Gewohnheit, daß das Gesinde, wann der

Herr ein Schiff in ein fremdes Land mit Waaren abschickte, auch einiges zum Verkauf mitgeben konnte. Aber vorher mußten sie beweisen, daß das Geld, welches sie für die Waaren ausgelegten, die sie mit dem Schiffe fortschicken durften, von ihnen rechtmäßiger Weise erworben worden sey. Kam das Schiff glücklich nach London zurück, so erhielten sie das Geld, welches der Schiffskapitain für ihre Waaren erhalten hatte.

Als einmal der Tag erschien, wo gerade ein Schiff von diesem Kaufmann wieder abgehen sollte: kamen alle Bediente und Mägde des Hauses auf die Stube ihres Herrn und brachten ihm dasjenige, was sie mitschicken wollten. Nur Richard Whittington erschien nicht.

Na, wo ist denn Richard? fragte der Herr.

Er ist nicht zugegen, antworteten Alle, wir wissen nicht, warum er nicht kommt.

Ruft mir ihn gleich herbey, sagte der Kaufmann.

Richard kam.

Was soll das heißen, Richard? sprach sein Herr, warum kommst nicht ungerufen zu mir? Hast du denn gar nichts dem Schiffe mitzugeben?

Ich habe kein Eigenthum, antwortete Richard mit zitternder Stimme, außer eine Katze; aber diese nimmt man gewiß nicht an.

Ja warum denn nicht, sagte der Kaufmann, bring sie nur immer her, sie kann auf gut Glück die Seereise mitmachen.

Die Katze wurde dem Schiffskapitain als ein sehr treues eifriges Thier geschildert, und er nahm sie um so lieber mit, da sich solche Thiere auf Schiffen gut brauchen lassen.

Rips wurde aufs Schiff gebracht, welches den Namen Eichhorn führte. Der Kapitain dachte bey sich! Wenn ich das Thier auch nicht verkaufe: so wird es mir doch die Mäuse wegfangen, und dafür kann ich dem armen Schelm, dem Küchenjungen, immer ein Stückchen Geld geben. Das Schiff segelte ab.

Da Richard seine Mitregentin in seinem Pallaste unter dem Dache verloren hatte, so sprachen bald von neuem jene nächtlichen Plagegeister bey ihm ein. Er hatte nun weder des Tags noch des Nachts Ruhe. Am Tage quälte ihn die zanksüchtige Köchin, und des Nachts Mäuse und Ratten.

Endlich verließ Richarden die Geduld. Um seiner nächtlichen Gäste loszuwerden, hätte er sich wieder eine Katze kaufen müssen. Allein wie konnte er das? hatte er doch keinen Pfennig Geld. Er faßte den Entschluß, in aller Stille das Haus zu verlassen, und wieder in die weite Welt zu gehen.

Es war ein schöner Morgen, und die Sonne wollte eben aufgehen; da verließ Richard sein Nachtlager, und schlich sich leise aus seiner Residenz durch die Hinterthüre des Hauses. Bedächtig öffnete er sie, und machte sie nicht ganz

wieder zu, um Niemanden aus dem süßen Schlafe zu wecken.

Nun war Richard wieder ein freyer Mensch, aber eben so arm, als damals, da er nach London kam.

In sich vertieft, wandelte er aus einer Gasse in die andere und dachte über sein Schicksal nach. Auf einmal hörte er die Glocke auf einer berühmten Kirche der Altstadt in London läuten. Die Glocken werden in England auf eine ganz eigene Art geläutet. Ihre Töne fließen nicht so durcheinander wie etwa bey uns in Deutschland, sondern sie folgen regelmäßig nach einander; der erste Ton ist ganz hoch, der letzte ganz niedrig, wie wenn man auf dem Klaviere einige Tasten von oben nach unten zu anschlägt. Auf Richards Gemüth machte das Geläute einen sonderbaren Eindruck, er glaubte in demselben die Worte zu hören!

Turn again, Whittington
Trice Lord Mayor of London!
„Kehre um, Whittington,
„Drey Mahl Mair'*) von London!

Hm! dachte Whittington, das hat was zu bedeuten. Er bedachte sich nicht lang, son-

*) Lord Mayor ist eine hohe Gerichtsperson in London, oder der vornehmste Bürgermeister der Stadt; eine wichtige Person.

dern faßte den Entschluß, wieder umzukehren und mit der Köchin und den Mäusen und Ratten Geduld zu haben. Er fand die Thüre noch immer halb offen, und wanderte nun wieder in den Pallast ein, aus welchem er ohngefähr vor einer Stunde ausgewandert war. Niemand im ganzen Hause merkte was von seinem Ab- und Rückzuge. Richard bezog seinen Dachsaal und lebte fleißig und voll Geduld seine Tage in des Kaufmanns Hause hin.

Unterdessen war das Schiff Einhorn an den Küsten von Afrika angelandet. Die Waaren fanden den besten Absatz, und reichlich mit Schätzen beladen landete das Einhorn wieder in England. Alles kam gesund und froh zurück; nur Whittingtons Rips nicht, den hatte man zurückgelassen, wie wohl ebenfalls gesund und froh, wie wir gleich hören werden.

Der Kapitain berichtete nun dem Kaufmann; daß sie glücklich in einem Lande angekommen wären, welches den Engländern noch nicht bekannt gewesen sey. „Der König und die Königin, sprach er, haben uns mit besonderer Gnade und Auszeichnung aufgenommen. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir zur Tafel geladen. Die Speisen wurden, der dortigen Gewohnheit gemäß, auf den Boden hingesetzt. Kaum aber waren sie aufgetragen, als eine Menge von Ratten und Mäusen hervor kam

und über die Schüsseln her fiel. Der König und die Königin sahen dieses mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Dieß fiel uns gewaltig auf. Ich fragte, ob dieses mit Sr. Majestät gnädigster Bewilligung geschähe? Nein, versetzte Sr. Majestät, aber wir können nicht anders; wir müssen es wohl dulden; es ist mit diesen Schranzen gar kein Auskommen mehr.“

„O! die will ich wohl wegschaffen, erwiederte ich. Ich habe ein Thier am Bord, das soll in wenigen Minuten dieser Impertinenz ein Ende machen.“

„Nun wurde Rips ans Land gesetzt und zum König gebracht. Das gab ein Spektakel! Das Erstaunen beyder Majestäten war unglaublich, als sie den kleinen Tiger, nicht über die Speisen, sondern bloß über die ungebetenen geschwänzten Gäste herfallen sahen. Er richtete ein gewaltiges Gemetzel an; viele fraß er, andere tödtete er und die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht. Der Tag wurde sogleich in den Jahrbüchern der sonst langen und glücklichen Regierung, als der erste Tag angemerkt, an welchem man bey Hofe ruhig zu Mittage gespeiset habe.“

Und wo ist denn nun Rips? fragte der Kaufmann?

Ich habe ihn dem Könige schenken müssen; antwortete der Kapitain.

Müssen? sagte der Kaufmann. Er wird wohl etwas dagegen geschenkt haben?

Das hat er, erwiederte der Kapitain, aber bloß einige Kleinigkeiten.

Nun die muß der arme Whittington haben, versetzte der Kaufmann. Laß sehen.

Vorerst wurden die Gewinne der übrigen Bedienten gebracht. Sie waren beträchtlich. Alle freuten sich darob, und die Köchin sagte in einem spöttischeu Tone: Haha! der Kammerjäger unsers Küchenpräsidenten ist bey Hofe befördert worden. Das wird dem Präsidenten was schönes eintragen. Die übrigen Bedienten lächelten über den armen Küchenjungen und über den witzigen Einfall der Köchin. Da hörte man auf einmal auf der Treppe ein Gepolter und Gefluche. „Das trage der Henker weiter, ich wahrlich nicht,“ wetterte ein Kerl.

Als die Last doch endlich weiter getragen wurde, fand sichs, daß es eine Kiste mit Gold war; dieser folgten andere, und endlich brachte der Kapitain selbst ein Kästchen mit Juwelen von so ungeheurem Werth, daß Whittington alle Kirchen von London mit allen Glocken dafür hätte kaufen können.

Sieh', sagte der Kapitain, Whittington, das bringe ich dir für deine Katze, für deine Redlichkeit, für dein Leiden, (indem er nach der Köchin blickte) und für dein gescheidtes Gesicht.

Richard wollte es Anfangs gar nicht glauben, daß all die Schätze ihm gehören sollten, und als der Kapitain und sein Herr ihn ernstlich da-

von versicherten, konnte er sich lange nicht von seinem Erstaunen erholen.

Die Köchin und die übrigen Bedienten machten ein sonderbares Gesicht dazu. Auf manchem Gesichte konnte man Neid, auf den andern Bestürzung, und auf einigen eine erzwungene Freundlichkeit gegen Whittington ganz deutlich lesen. Gar demüthig näherte sich die Köchin ihrem Küchenpräsidenten und gratulirte ihm, wie sie sagte, von Herzen, zu seinem Glücke.

Der Kapitain erzählte noch folgendes: „Der König, sprach er, wäre nicht so freygebig gewesen, wenn sich nicht zur Freude des Hofes und des ganzen Landes der glückliche Zufall ereignet hätte, daß die Katze bald nach ihrer Beförderung zum königlichen Hofjäger, sechs Junge zur Welt gebracht hätte. Diese hatten die guten Eigenschaften ihrer Mutter, und reinigten nicht nur den Hof von Ratten und Mäusen, sondern hielten auch diese geschwänzten Unholde im ganzen Lande in dem gehörigen Respekte.“

Nun hatte Richard Gold und Edelsteine genug. Er ward sehr freygebig, sogar gegen die Köchin, lernte die Handlung, trat dann mit seinem Herrn in Compagnie und heyrathete seine einzige Tochter. Er ward wirklich unter drey verschiedenen Königen dreymal Lord Mayor von London; aber nicht, weil ihm dieses von dem Geläute der Glocken in der Altstadt pro-

phezeiht worden; sondern weil er ein sehr gescheidter, reicher und angesehener Mann war.

Als ein gewisser König von England mit Frankreich Krieg führte, soll ihm Richard Whittington große Summen vorgeschossen haben. Der König gab ihm eine Obligation darüber; allein Whittington verbrannte sie, als er einmal den König zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen hatte. Man erzählt, daß in dem Kamine, in welchem er die Obligation verbrannte, Zimmet und andere wohlriechende Hölzer gebrannt hätten. Vielleicht ist dies aber nur eine Fabel.

In England hat man noch immer ein altes Lied, welches die Geschichte des reichgewordenen Richard Whittington erzählt. Es fängt sich so an:

Here must I tell the praise
Of worthy Whittington,
Known to be in his days
Thrice Lord Mayor of London.

„Das Lob will ich erheben
„Des wackern Whittingron,
„Der war in seinem Leben
„Dreymal Mair' von London.

## Grabschrift auf einen Zänker.

Allhier liegt begraben
Peter Schrill, aus Schwaben.
Jeder nannt' ihn einen Ranken*);
Seine Kunst bestand im Zanken;
Dabey macht' er arge Fratzen,
Knurrt' und murrte wie die Katzen.
O Wanderer! fleuch schnell von hier!
Sonst steht er auf und — zankt mit dir!

## An dem ersten Geburtstage eines Knaben.

(Zu singen nach der Mel. Tanze, liebe Kleine, hüpfe*).

Sey willkommen, holder Knabe!
Hier auf unsrer stillen Flur!
Du, des Himmels beste Gabe!
Schönster Sprößling der Natur!

Lächle freundlich, goldne Sonne,
Unsern neuen Liebling an;
Tausend Wünsche, tausend Wonne
Bringst du uns, du kleiner Mann!

*) Ein ungezogener Junge.

*) Die Melodie findet sich in Reichardts-Liedern für Kinder Th. I. Seite 1.

Sproße auf gleich einer Blume,
Sey des Vaters Ebenbild;
Wachse groß zu unserm Ruhme;
Sey stets froh, doch niemals wild!

Lächle du der Eltern Freude!
Freundlich in die Welt hinein!
Sollst der Mutter Augenweide,
Und der Stolz des Vaters seyn!

Frey von Sorgen, frey von Schmerzen,
Fühle jede reine Lust,
Und mit unschuldvollem Herzen
Schlummre an der Mutter Brust.

## Fritz aus B**n.

Am muntern Fritz läßt sich viel rühmen.
Er ist oft selbst die Munterkeit,
Die Liebe und die Freundlichkeit.
Doch Eines kann an ihm uns nicht gefallen,
Er wird oft wild und balgt mit allen.
Auch ist — erzählte man mir heut —
Der lust'ge Fritz nicht frey von Eitelkeit.

Kannst du gewissenlos die Thiere quälen:
So hast du nicht das beste Herz;
Es muß dir an Gefühl für Freud' und Schmerz,
An Großmuth und an Liebe fehlen.

---

„Nur herbey, herbey! sie sind wieder da!“ So rief der achtjährige Franz einigen seiner Kameraden zu, als er ein Trüppchen Hühner hinter seines Vaters Hause auf einem ungebauten, öden Plätzchen erblickte.

Pfeilschnell flogen die Gerufenen herbey, griffen nach ihren mit Steinen gefüllten Hüten, und warfen lachend und außer sich vor Freude nach den Hühnern, die auf einem Misthaufen sich einiges Futter suchten.

Franz und Michel trafen einen Hahn und eine Henne, und thaten sich auf ihre Heldenthat viel zu Gute.

Das war eine Mordlust! rief Michel aus, der sehr gerne eine pöbelhafte Sprache redete.

Das war eine Mordlust! riefen auch die Andern, die Micheln in dieser feinen Sprache nichts nachgeben wollten.

Kaum

Kaum waren die Hühner aus einander gejagt, als Franz mit seinen Kameraden ihren Ritterzug weiter fortsetzte, in der Hoffnung auf den Aeckern Tauben anzutreffen, nach denen man auch bombardiren wollte.

Allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung; die Vogelritter irrten lange auf dem Felde herum, ohne, wie sie sehnlichst wünschten, auf eine Rotte Tauben zu stossen. Sie setzten daher ihre Wanderung nach einer andern Richtung fort, und kamen in den nahgelegenen Wald. Hier beschlossen sie Jagd zu spielen.

Franz wurde zuerst Jäger. Er blieb stehen und zählte bis zehn. Die andern waren unterdessen fortgelaufen, und hatten sich im Gebüsche versteckt. Er suchte sie herum, konnte aber lange keinen erhaschen.

Auf einmal hörte man Micheln sehr laut rufen. Kommt herbey! nur hurtig! ein Wunderthier!

Kaum hatten dieß seine Kameraden gehört, als sie auch herbey strömten und sich von Micheln das Wunderthier zeigen ließen. Es war ziemlich lang, walzenförmig gestaltet, hinten abgestumpft, und hatte am Bauche und unter dem Schwanze viele Schuppen, kleine schwärzliche Augen und oben eine bräunlich aschgraue Farbe. Es kam aus einem Gebüsche hervorgekrochen und kroch immer vor sich hin.

Michel und seine Kameraden, Franzen ausgenommen, der noch nicht zugegen war, hielten das

für eine giftige Schlange, und trauten sich daher nicht, ihm näher zu treten; sondern schlichen demselben in einiger Entfernung nach.

Endlich kam auch Franz herbey; man zeigte ihm die Schlange, und dieser, der etwas aus der Naturgeschichte gelernt hatte, erkannte sie so gleich. Ach! rief er, das ist eine Art von Schuppenschlangen, welche Blindschleiche oder Bruchschleiche heißt.

Ist sie giftig? fragten alle.

Nein! erwiederte Franz, das ist sie nicht; sie schadet ganz und gar nicht und wird von einigen Raubthieren und Raubvögeln gerne geschmaust. Wartet nur, ich will sie mit einem Rüthchen anrühren.

Franz that dieß, und sogleich lag die Blindschleiche da, so steif wie ein Stück Holz. Aber damit begnügte sich der leichtsinnige Franz noch nicht. Er griff nach einer etwas stärkern Ruthe und rief! nun gebt Acht! ich will sie nur nicht sehr stark auf den Schwanz schlagen und sie soll sogleich nicht mehr ganz seyn.

Franz versetzte dem unschädlichen Thiere einen Hieb, und in diesem Augenblicke war der Schwanz von dem übrigen Körper getrennt! beyde Theile bewegten und krümmten sich sehr stark, und dieß machte den Knaben, die wenig Gefühl hatten, eine so große Freude, daß sie in die Hände klatschten und wild um die entzweygehauene Schlange herumtanzten.

Jeder griff nach einer Ruthe, und nun wurde die Blindschleiche in acht bis zehn Theile zerhauen; jeder derselben bewegte sich und Michel rief darüber wild aus: Haha! das ist eine schreckliche Mordlust! — (Michel gebrauchte überhaupt sehr häufig manche Worte ganz falsch und bediente sich der Wörtchen: schrecklich, fürchterlich, ungeheuer da, wo sie gar nicht hinpaßten; dieß brachte in seine Reden oft eine lächerliche Verwirrung, und es kamen Abgeschmacktheiten zum Vorscheine, wie man sie nur immer in Narrenhäusern aus dem Munde wahnsinniger Menschen hören kann.) Nachdem die Thierquäler lange genug eine elende Freude über die zerstückelte Blindschleiche empfunden hatten, setzten sie ihre Streifereyen weiter fort. Sie kamen auf eine sumpfige Wiese, wo es eine Menge Kröten gab. Das war für Franzen und seine Kameraden etwas sehr Erwünschtes. Ihre Taschen waren mit Steinen gefüllt; blieben es aber nicht lange. Denn so bald eine Kröte zum Vorschein kam, wupp! da saußt auch ein Stein nach ihr hin; viele wurden erschlagen, die meisten aber blessirt. Dieses schändliche Spiel trieben die hartherzigen Jungen länger als eine halbe Stunde; dann begaben sie sich auf den Weg nach Hause.

Unterweges sahen die Thierquäler viele Schmetterlinge; Franz und seine Kameraden liefen ihnen nach und erhaschten manchen davon.

Die bunten Vögel wurden insgesammt mit Nadeln durchstochen und an die Hüte gesteckt; die meisten hätten noch etwas Leben, als man sie nach Hause brachte.

Eben so verfuhren die Thierquäler auch mit andern Insekten, die sie auf ihrem Wege fanden; auch diese durchstachen sie, und ergötzten sich an den zitternden Bewegungen, die sie machten.

Franz lud seine Kameraden ein, bey ihm einzukehren, und diese nahmen seine Einladung gerne an. In dem Hofe begegnete ihnen Franzens Vater, ein braver Mann. Er erblickte an den Hüten derselben die halbtodten Schmetterlinge und andern Insekten, und wurde darüber sehr unwillig. „Wie? rief er aus, ihr könnt es über euer Herz bringen, so viele unschädliche Thiere elendiglich um ihr Leben zu bringen? habt ihr so wenig mitleidiges Gefühl, so wenig Freude an den Geschöpfen der Erde, daß ihr sie zerstören, zu Tode märtern könnt? Wahrlich, Kinder! ihr zeigt euch von einer schlechten Seite!“

Die Meisten blickten beschämt zur Erde nieder. Blos Michel hatte die Kühnheit, Einwendungen zu machen. Ach! sagte er, die Naturforscher tödten ja unzählich viele Thiere, und halten dieß für keine Sünde.

Wohl wahr; versetzte drauf Franzens Vater, aber seyd ihr denn Naturforscher? — Der Naturforscher tödtet nur dann Thiere, wann er ihrer bey seinen Naturforschungen bedarf; aus blo-

ßer Lust und zum Scherze bringt er, ist er ein rechtschaffener Mann, kein Einziges um. Und dann martert er die Thiere nicht so elendiglich zu Tode, wie ihr; sondern er bringt sie so schnell als möglich um, und dazu bedient er sich verschiedener Mittel. Ihr aber, was thut ihr? — Ihr spießt die armen Insekten auf, und laßt sie so langsam absterben; und wozu dienen sie euch dann? zu nichts. Ihr handelt daher sehr schlecht, daß ihr sie tödtet, und gebt dadurch deutlich zu erkennen, daß ihr kein empfindsames, edles Herz besitzt. Es schmerzt mich sehr, daß ich auch dich, Franz, unter die Menschen zählen muß, die wenig oder gar kein edles Gefühl haben. Schon einigemale habe ich bey dir einen Hang zum Quälen der Thiere bemerkt, und mich darüber sehr betrübt. — Ich will jetzt eben einen Spaziergang machen; du kannst mich begleiten, und da wollen wir über diesen Punkt ein Mehreres mit einander sprechen."

Beschämt schlichen sich Franzens Kameraden fort. Der einzige Michel machte sich nicht viel aus dem, was gesprochen wurde: denn er gehörte unter jene unglücklichen, bedauernswürdigen Menschen, die sich nicht mehr schämen können.

Franz trat nun mit seinem Vater den Spaziergang an. Man nahm den Weg über jene Wiese, wo die unbedachtsamen Thierquäler so viele Krö-
ten todtgeschlagen hatten. Der Vater sprach

vieles über Franzens Hang, Thiere zu martern und zu tödten. Er stellte ihm die Schändlichkeit der Sache lebhaft vor, erzählte ihm einige Anekdoten von Personen, die in ihrer Jugend großen Gefallen daran fanden; unschädliche Geschöpfe zu vernichten oder zu quälen, die dadurch ihr Herz verhärteten und dann in ihren ältern Jahre grausame Menschenquäler, unbarmherzige Leute ohne Gefühl und Großmuth geworden waren. Kaiser Domitian, z. B. sagte er, ein schändlicher Tyrann, dessen Namen jeder edle Mensch mit Abscheu nennt, soll sich oft damit unterhalten haben, daß er alle Fliegen, die er um sich erblickte, todt schlug.

Franz wurde durch die Reden seines Vaters von der Häßlichkeit seines Hanges zur Thierquälerey überzeugt, und schämte sich innerlich darüber; denn noch war sein Herz nicht ganz verdorben, und er konnte sich noch seiner Fehler schämen.

Während Vater und Sohn so sprachen, kamen sie auf jene Wiese, und der Vater erblickte hier von ungefähr einige halbtodte Kröten. Sieh' nur, sagte er zu Franzen, hier haben ungezogene Buben auch ihre Lust daran gefunden, die armen Thiere zu Tode zu martern. Franzen gingen diese Worte durchs Herz, besonders die zwey davon: ungezogene Buben. Er erschien sich in seinen eigenen Augen als ein verächtlicher Mensch; dieß schmerzte ihn, und er konnte

nicht umhin, sein Herz, durch das offene Bekenntniß, er und seine Kameraden hätten diese Kröten so übel zugerichtet, zu erleichtern. Der Vater gab ihm den verdienten Verweis; zugleich aber ermahnte er ihn, diesen gräulichen Fehler abzulegen, und nie wieder ein unschädliches Thier zu Tode zu martern. „Werde ein edlerer Mensch, sagte er, und mache dich durch dergleichen Fehler nicht verächtlich; nur leichtsinnige, gefühllose, hartherzige Buben können eine Freude an der Zerstörung haben, die sie in der schönen Schöpfung anrichten; aber du willst wohl nicht unter sie gezählt werden?“ Franz drückte gerührt dem Vater die Hand und versprach den Fehler abzulegen. Man kehrte vergnügt nach Hause zurück.

Franzens Vater suchte von dieser Zeit an, seinen Sohn vor böser Gesellschaft zu verwahren; ließ ihn nicht viel mit hartherzigen, verdorbenen Knaben umgehen, und, um ihn in seinem guten Vorsatze in Rücksicht des Thierquälens zu befestigen, unterhielt er sich zuweilen mit ihm über diesen Gegenstand und gab ihm mehrere Erzählungen zu lesen, in welchen die Abscheulichkeit seines ehemalichen Fehlers dargestellt wurde. Unter andern las er ihm selbst aus einem Buche, das er eben gekauft hatte, folgende Geschichte vor:

---

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,

Einst aus dem Walde später noch
Als je zurück; und sprach im Gehn
Bekümmert:

„Ganz gewiß ist nun
„Mein gutes Weib betrübt und weint.
„Daß ich so lange zögre; Fritz
„Ist auch betrübt, das gute Kind!
„Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
„Wenn Gott ihm beysteht, fromm und gut.
„Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
„Mich sehn, wie werden sie sich freun!
„Wie mich umarmen!“

Rudolph kam
In seine Hütte, sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt;
Und Fritz liegt knieend vor ihr, und drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

„Kinder, weint nicht mehr.“
Sagt Rudolph; „ich bin da, seht her,
„Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
„Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß
„Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
„Ihr wollt mich strafen? Hört nur an
„Wie es mir ging.

„Es war noch früh!
„Mein Bündel war gemacht; schon ging
„Ich aus dem Wald. Ein armer Greis

„Dor aus dem Dorf, das unten liegt,
„Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
„Er seine Schritte fort. Ihr scheint schon
„Müde, sprach ich, guter Mann!
Ach Gott! — seufzt er; und mich durchdrang
„Der Seufzer, und ich nahm die Axt
„Und fällt' ihm etwas Holz, und bands
„Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
„Er mir, und drückte meine Hand.
„Jetzt wollt' ich laufen; Doch der Schnee
„Hielt mich zurück." —

„Nun, Grete! Was?
„Du seufzest noch? Du willst mir nicht
„Verzeihn? So liebst du mich nicht mehr?
„Das dacht ich nicht."

Unglücklicher!
Sprach sie, und faßt' ihn bey der Hand.
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebahr? — —
„Fritz, böse? — Nein, sein Herz ist gut;
„Noch ist er Kind und flatterhaft;
„Doch wird er nur erst groß, für wahr
„Dann wird er weis' und gut!"

Dann wird
Er grausam!

„Nein, ich steh dafür,
„Das wird er nicht. — Und, Fritz, du
schweigst

„Dazu? Komm her und sage mir,
„Was machtest du? — Du thust so scheu?
„Es muß was Arges seyn.“

Sehr arg;
Doch schämt er sich, Das ist noch gut.
„Was that er denn?“

Gern möcht ich dirs
Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.

„Sag' es nur!“
Es sey. Ich öffnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum und schien
Recht sehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.
Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen übern Zaun den Arm
Sich aufriß; Wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen! doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf;
War das der rechte?

„Ja, recht schön!

„Nur weiter!“

Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf — —

„Nun, was?“

Berupft er es.

„Berupft es?“

Ja, den ganzen Leib.
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus. —
Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! — Mann, ich hörts; mir gings
Durchs Herz! — Er wird ein Bösewicht,
Denk nur, wenn er erst größer ist!
Das kränkt mich. O das hättest du
In deiner Kindheit nie gethan! —
Oft sagt' ich: Unser Fritz wird gut,
Gut, wie sein Vater! — Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —

„Sey ruhig, Grete; weine
nicht;
„Es lebt ein guter Gott; der liebt
„Der frommen Aeltern Redlichkeit.
„Wird er ein Bösewicht, so ist
„Er selbst dran Schuld, nicht wir — Komm her,
„Mein Sohn! — Sieh welchen Kummer du
„Uns heute machest. — Gut, du weinst;
„Ich weine auch; — komm, lege mir

„Die Hand aufs Herz; bisher war dieß
„Dein Wohnplatz; denn ich liebte dich;
„Doch jetzt nicht mehr! — — —

„Umsonst! dich lieb'
„Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
„Solch einen — Nein, ich will dir, Sohn,
„Nicht fluchen."

„Grete, komm, laß uns
„Des Vogels Federn sammeln; hier
„Am Balken hängen wir sie auf,
„Und sehen, wann zu zärtlich wir
„Ihn lieben, diese Federn an,
„Und sagen: solch ein hartes Herz
„Muß man nicht lieben."

Denkst du denn,
„Mein Sohn — bleib hier auf meinen
Schoß —
„Das bloß der Frost das Vögelchen
„In unser Haus gebracht? Gott selbst
„Gab es in unsre Hand, um es
„Zu retten; denn für Thiere sorgt
„Er, wie für Menschen; und du hast
„Es so geplündert! — Wenn ich nun
„Die ganze Nacht dich ohne Kleid
„Auch draußen frieren ließ? Du hasts
„Verdient; doch grausam wär ich dann,
„Und gliche dir, und litte mehr
„Dabey, als du! —

„Komm, zittre nicht,
„Sey ruhig; denn noch liebt mein Herz
„In dir den Sohn, und hasset nur
„Den Uebelthäter — Ach! von dir
„Hoft ich des Alters Trost für mich,
„Für deine Mutter! Und du willst
„Uns unser Leben kürzen?“ —
Ach!
Mein Vater, meine Mutter, ach!
Verzeiht mir! O ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun!
Verlaßt euch drauf, ich werd' euch gleich.

Leicht ist der Aeltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,
Und ohne Falsch und tugendsam,
Ein Muster für die Kinderwelt.

Einst sah er — ach! mit trübem Blick
Zur Deck' hinauf. Die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: „Steig hinauf,
Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie nur ins Feuer;
Dein Vater wirds zufrieden seyn,
Nicht wahr?“
O ja!
„Verbrenne sie,
„Die bunten Federn!“ —

Mutter nein.

Sie sollen bleiben, und wann ich
Im Alter noch mit Kindern spiel',
Dann weis' ich sie mit Thränen drauf,
Und spreche: Seht, einst war ich bös,
Und daß ich besser ward, verdank,
Ich meiner frommen Aeltern Rath.

---

Mit großer Aufmerksamkeit hatte Franz diese Geschichte angehört und sich bey vielen Stellen getroffen gefühlt. Als der Vater mit dem Vorlesen aufhörte, flog er an seine Brust, weinte bitterlich und sagte: auch ich will gut werden, lieber Vater! und er hat treulich Wort gehalten.

---

## Wilhelmine.

Schon in acht Tagen, liebe Mutter? — Ich freue, und ich betrübe mich darüber. Ich bin froh, daß ich in die Welt kommen und manches Neue lernen soll; aber ich bin auch betrübt, weil ich mich von dir trennen muß.

So sprach Wilhelmine an einem heitern Morgen in einem schönen Garten zu ihrer Mutter, Frau Rosenau, einer verständigen und sanften Dame.

Liebe Wilhelmine! erwiederte hierauf die Mutter, glaube nicht, daß es mir leicht fällt, dich der Sorgfalt fremder Menschen anzuvertrauen

und mich von dir zu trennen; du weißt wie sehr ich meine Kinder, wie sehr ich also auch dich liebe. Aber eben diese Liebe ist die einzige Ursache, daß ich dich nach Stillfeld schicke; ich bin überzeugt, daß dort für deine Erziehung besser gesorgt werden kann, als in Deiner Aeltern Hause. Frau Edelhold, deine künftige Pflegemutter, ist eine vernünftige, treffliche Frau, die dich gewiß als ihr eigenes Kind lieben und zu allem Guten treulich anführen wird. Nur mußt du ihr freylich folgsam seyn, wie deiner Mutter.

Frau Rosenau lebte mit ihrem Gatten in einem kleinen Städtchen und hatte ihre Kinder recht lieb. Allein da ihr Mann, vieler Geschäfte wegen, für die Ausbildung seiner Kinder nicht sorgen konnte, und sie selbst durch eine Menge häuslicher Verrichtungen auch daran gehindert wurde: so faßten beyde Aeltern den Entschluß, ihre Kleinen anderwärts von vernünftigen Menschen erziehen zu lassen. Den siebenjährigen Sohn, Alexander, übergaben sie der Leitung eines rechtschaffenen Predigers, und Wilhelmine sollte zu Frau Edelhold, nach Stillfeld kommen, welche Frau ihr vorzügliches Vergnügen darin fand, für die Bildung guter Mädchen alles zu thun, was in ihren Kräften stand.

In acht Tagen reiste Wilhelmine wirklich nach Stillfeld ab, und trennte sich von ihren Aeltern, die ihr die besten Lehren mit gaben, unter vielen Thränen.

In Stillfeld kam Wilhelmine in eine neue Welt, sie fand hier so vieles, wovon sie vorher noch gar keine Vorstellung hatte. Frau Edelhold empfing sie mit der zärtlichen Liebe und Herzlichkeit einer Mutter; einige Mädchen, die von ihr erzogen wurden, nahmen sie freundschaftlich auf, erzählten ihr von ihren Einrichtungen, und suchten ihr den Aufenthalt unter ihnen angenehm zu machen.

Wilhelmine hatte nicht so viele Freuden erwartet; sie wurde daher durch alles, was sie sah und hörte, froh überrascht, war bey Frau Edelhold bald eingewohnt und dankte bald ihren Aeltern, daß sie so gut für sie gesorgt hätten, indem sie sie nach Stillfeld zu der rechtschaffenen Frau Edelhold schickten.

Frau Edelhold hatte einige Monate hindurch alle Ursache, mit dem Betragen Wilhelminens zufrieden zu seyn. Sie war in den Lehrstunden aufmerksam, machte gute Ausarbeitungen, antwortete auf die Fragen, die ihr vorgelegt wurden, gemeiniglich richtig, und ihre Lehrer gaben ihr daher ein gutes Zeugniß.

Aber nicht nur in Rücksicht des Fleißes, erwarb sich Wilhelmine viel Lob; sondern auch ihr sittliches Betragen war so beschaffen, daß man an demselben nur wenig aussetzen konnte. Die guten Lehren, welche ihr ihre Aeltern beym Abschiede gegeben hatten, waren nicht fruchtlos; die dankbare Tochter erinnerte sich oft an sie,

und

und suchte sie auf alle mögliche Art zu befolgen. Sie war verträglich mit ihren Freundinnen; theilnehmend bey ihren Freuden und Leiden; und gefällig und dienstfertig gegen sie; sie sah ein, wie viel ihre rechtschaffene Pflegemutter, Frau Edelhold, für sie that, und betrug sich daher gegen sie dankbar und mit der Ehrfurcht, die jedes Kind seinen Vorgesetzten schuldig ist. Frau Edelhold hatte sie dafür so lieb, wie nur immer eine Mutter ihr Kind lieb haben kann.

So vergingen sechs Monate. Doch jetzt ging in Wilhelminens Denkungsart eine große Veränderung vor. Frau Edelhold hatte in der Nähe eine vertraute Freundin, an der sie mit ganzer Seele hing. Eine plötzliche Erkältung hatte diese aufs Krankenlager geworfen, und sie sehnte sich nach ihrer Freundinn, Frau Edelhold. Diese hatte kaum den Wunsch der Kranken vernommen, als sie auch sogleich den Entschluß faßte, ihn so schnell als möglich zu erfüllen, und zu ihrer bettlägrigen Freundinn zu reisen. Was sollte sie aber mit den Mädchen machen, welche von ihr erzogen wurden? sie mitzunehmen, ging aus mehrern Ursachen nicht wohl an. Sie sprach daher mit einem Anverwandten, der auch in Stillfeld lebte und ein rechtschaffener Mann war, über die Sache. Ich will Ihnen einen Rath ertheilen, sprach dieser zu ihr; geben Sie Ihre Kinder in mein Haus; sie sollen gehörig gepflegt werden bis Sie wieder kommen.

Frau Edelhold wußte nichts bessers zu thun, und nahm daher dieses Anerbieten des Anverwandten an. Noch an demselben Tage zogen Wilhelmine und ihre Freundinnen in das Haus desselben, Frau Edelhold trat ihre Reise an.

Die gute Frau fand ihre Freundinn in sehr traurigen Umständen; ihre blühende Gesichtsfarbe war verschwunden, ihr Körper abgezehrt, ihre Lebenskraft geschwächt, und die Aerzte zweifelten an ihrer Wiedergenesung. Frau Edelhold hatte sich vorgenommen, in zwey, drey Tagen wieder nach Stillfeld zurückzukehren; allein da es mit ihrer Freundinn immer schlimmer wurde, so konnte sie sich nicht entschließen, dieselbe zu verlassen, besonders da sie sah, daß die Kranke ihre Gegenwart sehr zu wünschen schien.

Es verging eine Woche, ein Monat, und noch immer war keine Hoffnung der Genesung da, und Frau Edelhold konnte daher nach Stillfeld nicht zurückkehren. Endlich erlag die Freundinn der Krankheit und schlummerte sanft und auf ewig ein.

Betrübt über den Tod einer edlen Freundinn, kehrte Frau Edelhold nach Stillfeld zurück, in der süßen Hoffnung hier, in dem Kreise ihrer kleinen Freundinnen einigen Trost und einige Milderung ihrer Traurigkeit zu finden. Doch so gut sollte es der redlichen Frau nicht werden. Während ihrer Abwesenheit hatten sich ihre Pflegetöchter, besonders Wilhelmine, stark geändert;

Frau Edelhold bemerkte dieß mit vieler Betrübniß und forschte nach den Ursachen dieser Veränderung oder besser Verschlimmerung. Sie konnte keine andre als folgende entdecken:

Jener Anverwandte, in dessen Hause sich ihre Pflegetöchter während ihrer Abwesenheit befanden, war zwar ein biederer Mann; allein er hatte doch nicht Zeit genug, sich um die Kinder viel zu bekümmern. Seine Frau war wohl ein zärtliches Weib; aber sie übertrieb ihre Liebe zu ihren Kindern und gestattete ihnen so manches, was sie ihnen nie hätte gestatten sollen. Aus dieser Ursache waren diese eben nicht zum besten gerathen. Die drey Knaben waren wild, zänkisch und wiederspenstig, und Lotte, die einzige Tochter, hatte gleichfalls mehrere Unarten ihrer Brüder angenommen; tobte zuweilen herum wie ein Husar, hatte wenig Sinn für ein stilles, sittsames Betragen, welches Mädchen so schön kleidet; war nicht selten zu laut und zu unbescheiden, und widersprach gerne, wenn man ihr eine nöthige Erinnerung gab, ja, sie war so ausgeartet, daß sie sogar ihren guten Aeltern und Lehrern, denen sie doch so viel zu verdanken hatte, zuweilen unanständig und beleidigend begegnete.

In so einer Gesellschaft befanden sich die Pflegetöchter der Frau Edelhold. Was Wunder, wenn sie, verführt durch böses Beyspiel, Fehler annahmen, die sie sonst nicht einmahl dem Nahmen nach kannten. Anfangs fiel ihnen zwar

manche Unart an den zwey Knaben oder an der saubern Lotte sehr auf; allein nach und nach gewöhnten sie sich selbst daran. Sie lernten in dem Hause, wo sie sich jetzt befanden, noch einige Kinder aus andern Familien kennen, und diese waren größtentheils auch verdorben.

Wilhelmine, die von Natur einen starken Hang zu einem raschen, knabenhaften Wesen hatte, nahm am ersten die Fehler Lottens und ihrer Brüder an; ihr behagte ein freyes, rüstiges, lustiges Leben; sie fand ihr größtes Vergnügen bey einem wilden Herumspringen und Herumsausen; ließ gerne ihre Stimme so laut laut als möglich erschallen; und ihr Reden war mehr einem husarenmäßigen Lärmen, als ordentlichem Sprechen ähnlich. Dabey wurde sie auch in ihren Urtheilen über andere Menschen sehr keck, und sprach über so manches, worüber die Bescheidenheit zu sprechen verbiethet.

So fand Frau Edelhold Wilhelminen, als sie nach Stillfeld zurückgekehrt war. Wie? sagte sie mit Betrübniß zu sich selbst, ist das noch dieselbe Wilhelmine, die mir vor fünf Wochen durch ihre Sittsamkeit, durch ihr bescheidenes, liebenswürdiges Betragen so viel Freude machte? ach! wie sehr hat sich das Mädchen verschlimmert! —

Mit Bedauren bemerkte Frau Edelhold, daß Wilhelmine mit jedem Tage kecker, unbescheidner, wilder wurde, und sich mit ihren Freun-

dinnen nicht mehr so gut vertragen könne, als ehedem. Sie stritt und zankte mit ihnen oft, und erlaubte sich dabey manche Ausdrücke, die in dem Munde eines Mädchen, das sich besonders durch Sanftmuth und Verschämtheit auszeichnen soll, widerlicher klingen, als die Schimpfwörter eines wilden Kosaken.

Frau Edelhold hielt es für ihre Pflicht Wilhelminen bey der ersten Gelegenheit, ihres unanständigen Betragens wegen, ernsthafte Vorstellungen zu machen. Aber wie erschrack die gute Frau, als sie erfuhr, daß Wilhelmine, die sonst jeder guten Ermahnung Gehör gab, jetzt die ihr gemachten Vorstellungen gar übel aufnahm, der rechtschaffenen Pflegemutter widersprach, und, statt ihr zu danken, sie durch unanständige Grimassen und empfindliche Reden sehr beleidigte. O welch' eine Traurigkeit überfiel dabey die gefühlvolle Frau; Wilhelmine! Wilhelmine! sagte sie mit halberstickter Stimme, du bist auf unrechten Wegen, kehre zurück, und werde wieder das gute Mädchen, welches du noch vor einigen Wochen warst.

Allein Wilhelmine beharrte bey ihrem Starrsinne, und statt sanfter, milder und dankbarer zu werden, artete sie nur noch mehr aus.

In dem Hause jenes Anverwandten der Frau Edelhold, hatte es Wilhelminen überaus gefallen; es wurde ihr dort keine Unart verwiesen, sie konnte da nach Herzenslust lärmen, toben und

andere Leute lieblos beurtheilen; es wurde ihr deßhalb kein Wort gesagt; und sie glaubte nun, das wäre die beste, vernünftigste Lebensart, und das Leben unter der Aufsicht und Leitung der Frau Edelhold wäre nicht zur Hälfte so schön und so angenehm. Wie sehr sich Wilhelmine geirrt habe, sieht jedermann leicht ein; man darf nur sein Herz fragen, um überzeugt zu werden, daß sie gerade das Schlimme und Unverständige für gut und verständig; und das Gute und Verständige für schlimm und unverständig hielt. Möchte doch keiner von den Lesern, keine von den Leserinnen je so verkehrt und unvernünftig urtheilen. —

Da mehrere Monate verfloßen, und Wilhelmine nicht bescheidner, stiller und besser werden wollte, so sah Frau Edelhold sich genöthigt, an ihre Mutter zu schreiben und sie mit der Veränderung ihrer Tochter bekannt zu machen.

Frau Rosenau erschrack sehr über diese unerwarteten Nachrichten und weinte im Stillen bittre Thränen über die ausgeartete Wilhelmine. Ihr kleiner Sohn, Alexander, machte ihr viele Freude; sein Pflegevater war mit seiner Aufführung sehr zufrieden, und meldete in jedem seiner Briefe an die Aeltern manches Schöne und Gute von ihm. O dem Himmel sey Dank! sagte Frau Rosenau in ihrem Herzen, daß mein Alexander ein wackrer Knabe ist, von dem ich mir viel versprechen kann; ach; daß doch auch seine

Schwester meine Hoffnungen und Wünsche nicht unerfüllt ließe; daß sie doch wieder in sich ginge, über ihre Fehler nachdächte und so edel und so gut würde, wie es mein Herz wünscht;

Frau Rosenau schrieb bald darauf, nachdem sie von Frau Edelhold die Nachrichten über ihre Tochter erhalten hatte, an Wilhelminen folgenden Brief:

Tochter!

Ach! daß ich Dich doch noch immer liebe Tochter heißen könnte! Ach ich kann dieß nicht, und mein Herz blutet vor Wehmuth. —

Du bist nicht mehr die gute Wilhelmine, die Du ehemahls warst, Du denkst nicht mehr an die Lehren, die Dir Deine Aeltern gaben, als sie Dich aus ihren Armen entließen: Du vergißt Vater und Mutter; denn wie könntest Du so handeln, als Du wirklich handelst, wenn Du an sie dächtest; —

Wilhelmine! ich bin mit allen Deinen Fehlern die Du angenommen hast, bekannt, und betrübe und gräme mich über dich. Du hast das seltene Glück, eine Frau zur Pflegemutter zu haben, die Dich herzlich liebt, und Dein Wohl eifrig befördert, eine Pflegemutter, deren Rechtschaffenheit und Verstand, mir nicht unbekannt ist, eine Pflegemutter, die so viel für Deine Bildung thun kann, die sich so viele unschuldige

Freuden entzieht, um nur desto mehr für ihre Pflegetöchter leben und sie veredeln zu können. Und gegen diese würdige Pflegemutter, gegen Deine größte Wohlthäterinn kannst Du so undankbar seyn, daß Du durch Dein unanständiges Betragen ihr, ohnedem mühevolles Leben verbitterst; Du kannst so verwegen, so niedrig gesinnt seyn, daß Du ihre Erinnerungen, Vorstellungen, Ermahnungen übel aufnimmst, dieselbe mit Grimassen, mit unerbietigen Reden erwiederst; Du kannst mit Deinen Freundinnen, mit denen Du in Friede und Eintracht leben, gegen die Du bescheiden und gefällig seyn solltest, Du kannst mit ihnen streiten und zanken, und dadurch Deiner friedliebenden Pflegemutter Verdruß verursachen? Wilhelmine! dieß alles kannst du? kannst es, ohne daß Dir Dein Gewissen laut zuruft, daß du schlecht, recht schlecht handelst! O wie muß Dein Herz verhärtet, Dein Sinn verstockt seyn! Glaubst Du nicht, daß dieß das Herz Deines Vaters, Deiner Mutter, die Dich, ach! von jeher so innig, so warm, so unaussprechlich liebten, gegen Dich empören muß? Soll denn aus Dir eine wilde Dirne werden, der nichts fehlt, als Säbel, Flinte und ein rother Mantel? O keine widerlicheren Geschöpfe, als Mädchen, bey denen man wenig Bescheidenheit und Sittsamkeit findet, die sich in wilde Knabenspiele mischen, wie Kalmucken herumtoben, statt sanft und rein und schön zu sprechen, wie ungezogne

Buben lärmen, und sich selbst gegen die ein keckes, freches Betragen erlauben, denen sie für das Gute, das sie von ihnen erhalten, dankbar die Hände küssen sollten.

Wilhelmine! bedenke nur, auf welche Abwege Du gerathen bist! Am meisten schmerzt mich Dein tadelhaftes Benehmen gegen Frau Edelhold. Ach, Kind! bedenke doch, wie viel sie an Dir thut, wie sie ihre Tage einzig und allein dazu anwendet, Dich und Deine Freundinnen zu beglücken, wie sie manches süße Vergnügen, manchen angenehmen Besuch, manche freundschaftliche Unterhaltung, manches Glück des geselligen Lebens aufopfern muß, um nur an Euch als Mutter zu handeln. Wahrlich es ist die größte Sünde, wenn Du gegen alles dieses blind seyn und ihre Verdienste um Dich mit Gleichgültigkeit oder gar mit einer beleidigenden Aufführung gegen sie vergelten kannst.

Noch habe ich nicht die Hoffnung aufgegeben, daß Du Dich eines bessern besinnest und auf den rechten Weg, den Du verlassen hast, zurückkehrst; aus diesem Grunde habe ich auch Deinem Vater bis jetzt noch nichts von Deiner Aufführung entdeckt; o wie sehr würde sich der redliche Vater darüber betrüben!

O ändre, o bessre Dich, Wilhelmine! dann nur kann ich Dich wieder meine Tochter, mei-

ne liebe Wilhelmine nennen! Laß mich bald erfreulichere Nachrichten von Dir lesen und dann sey versichert, daß ich stets seyn werde

Deine

Dich zärtlich liebende Mutter
Wilhelmine Rosenau.

Dieser Brief machte auf Wilhelminen einen gewaltigen Eindruck; jedes Wort ging ihr durch die Seele; sie schlich sich, nachdem sie ihn flüchtig durchgelesen hatte, in eine Kammer, las ihn dort noch Ein Mahl und fing bitterlich zu weinen an.

Frau Edelhold, die zufälliger Weise in die Kammer trat, sah Wilhelminen die Thränen trocknen. Was ist dir, Wilhelmine? fragte die mitleidige Frau; laß mich Theil nehmen an deinem Schmerze.

Nun stürzten Wilhelminen von Neuem Thränen aus dem Auge: mit ausgebreiteten Armen fiel sie der gefühlvollen Pflegemutter an die Brust, und konnte vor Schluchzen lange kein Wort sprechen. Endlich brachte sie stockend die Worte hervor: ich habe gefehlt. — Verzeihung! Verzeihung! —

Frau Edelhold wurde durch diesen unerwarteten Auftritt sehr gerührt. Der Ausruf: Verzeihung! Verzeihung! kam tief aus Wilhelminens Herzen, und drang daher auch tief in das

Herz der Pflegemutter. Mit mütterlicher Zärtlichkeit drückte sie das reuevolle Mädchen an ihre Brust, küste es und sagte: O Wilhelmine! ein guter Geist hat dir diese Worte eingegeben, wie glücklich wirst du mich machen, wenn du wieder die vorige gute Tochter wirst!

Nachdem Wilhelmine wieder etwas ruhiger geworden war, zeigte sie der Pflegemutter den erhaltenen Brief und wiederhohlte ihr Versprechen, ihr wildes und anstößiges Wesen abzulegen. Frau Edelhold erzählte hierauf, daß sie fest entschlossen gewesen sey, Wilhelmine ihren Aeltern zurück zu schicken, würde sie sich nicht bald geändert haben. Ich hätte dieß thun müssen, sagte sie, weil nächstens unsre Gesellschaft durch zwey kleine, allerliebste Mädchen vergrößert wird, die eine rechtschaffene Mutter mir zum Erziehen anvertraut. Diese lieben Geschöpfe würden durch dein tadelhaftes Betragen leicht verdorben worden seyn, und es wäre meine Pflicht gewesen, dieß zu verhindern und dich von mir zu entfernen. Jetzt aber, da du so gute Vorsätze gefaßt hast: so will ich dich gerne länger behalten; ich hoffe, du wirst den zwey Ankömmlingen mit einem guten Beyspiele vorgehen.

Dieß will ich gewiß thun, liebste Pflegemutter! versetzte darauf Wilhelmine. Nur schicken sie mich ja nicht, so wie ich jetzt noch bin, zu meinen Aeltern zurück; ach! ich würde mich nicht

getrauen, meiner guten Mutter unter die Augen zu treten.

Frau Edelhold, sehr erfreut über die Sinnesänderung Wilhelminens, wartete noch einige Tage und beobachtete diese sehr genau: und da sie fand, daß dieselbe sich alle Mühe gab, ihre Unarten und üblen Eigenschaften abzulegen: so schrieb sie an ihre Mutter, und meldete ihr die glückliche Wirkung ihres Briefes. Was Frau Rosenau bey dieser frohen Nachricht empfand, kann sich jeder leicht vorstellen. O Kinder! wüßtet ihr, was ein Mutterherz für euch empfindet, wenn bey euch ein eifriges Streben, gut zu werden, bemerkbar ist, ihr würdet — — ihr versteht mich doch? —

Frau Edelhold lebte jetzt wieder gleichsam von neuem auf, und befand sich in dem Kreise ihrer Pflegetöchter überaus wohl. Das wilde Wesen, das unter ihnen eingerissen war, hörte auf, nachdem Wilhelmine, die den Ton anstimmte, stiller und bescheidener geworden war; hatten die Mädchen von ihren Lehrern Arbeiten aufbekommen, so verwendeten sie auf dieselben den gehörigen Fleiß, und plauderten und lärmten nicht zur Unzeit wie vorher. Frau Edelhold konnte sonst oft das Gezwitscher, Kickern, und Geschwätze der unruhigen Mädchen in den Arbeitsstunden nicht aushalten; jetzt saßen sie wie Mäus-

chen und ersparten dadurch der guten Pflegemutter manchen Verdruß. Sie selbst befanden sich auch wohl dabey, und ihre Arbeiten geriethen ihnen jetzt viel besser als sonst.

So verlebte Wilhelmine, stillvergnügt und nützlich, einige Jahre in Stillfeld, und trennte sich von Frau Edelhold mit unbeschreiblicher Wehmuth, als sie von ihrem Vater ins älterliche Haus zurückgeholt wurde. Sie dankte in allen ihren Briefen, die sie an ihre ehemalige Pflegemutter schrieb, dieser für das Gute, das sie ihr erwiesen, und je älter sie wurde, desto mehr fühlte sie, wie viel sie ihr schuldig sey.

„O könnt, ich nur, schrieb Wilhelmine ein Mahl an eine Freundinn, könnt ich nur der vortrefflichen Frau Edelhold, die an mir als Mutter gehandelt hat, einmahl noch in die Arme sinken und ihr meinen Dank, meine Liebe, meine Verehrung für sie, an ihrem zärtlichen Herzen, zu erkennen geben. Jetzt erst sehe ich ein, wie viel sie für mich gethan hat. Ich habe sie zuweilen verkannt, bin mehrmahls unwillig gewesen, wenn sie mich nicht nach meinen Wünschen behandelte oder mir einen verdienten Verweis gab; ich habe nicht selten ihre Strenge gemißbilligt und mich beklagt wenn sie auf meine Einfälle nicht hörte; aber nun erkenne ich es, daß sie sehr vernünftig gehandelt hat; ich würde bey weitem nicht so ruhig und zufrieden leben,

wenn sich mich anders behandelt hätte; darum Dank, warmen Dank der guten, edeln, holden Frau. O wenn sie mein Auge nur noch Ein Mahl sehen könnte, ehe sie auch dahin geht, wohin ihr meine liebe Mutter, an die ich nie ohne Wehmuth denken kann, vor Einem Jahre voraus gegangen ist! — "

Dieser Wunsch der edeldenkenden Wilhelmine ging in Erfüllung. Ihr Bruder Alexander erhielt in Stillfeld ein Amt. Als er sich von ihr trennte, mußte sie ihm versprechen, ihn recht bald zu besuchen. Sie that dieses und genoß bey dieser Gelegenheit das süße lang ersehnte Vergnügen, ihre geliebte Pflegemutter in ihre Arme zu schließen. Sie haben sich nie wieder gesehen; Frau Edelhold starb zwey Jahre darauf; aber noch lebt ihr Andenken in der Brust der dankbaren Wilhelmine.

# Knabe und Mädchen.

Am Knaben lob' ich mir ein rascheres Betragen;
Doch Wildheit nicht, noch Unbescheidenheit;
Mit hohem Muth kann er wohl manches wagen;
Doch ferne sey von ihm Verwegenheit.
Er zittre nicht, wann ihm Gefahren dräuen;
Wer feige zittert; ist ein schlechter Held!
Und könnt' ihn etwas mit der Zeit gereuen;
So thu' ers nicht um Alles in der Welt!

---

Am Mädchen liebe ich — soll ich es sagen? —
Den frommen Sinn für stille Sittsamkeit;
Ein sanftes, mildes, edleres Betragen,
Viel Biegsamkeit und viel Bescheidenheit.

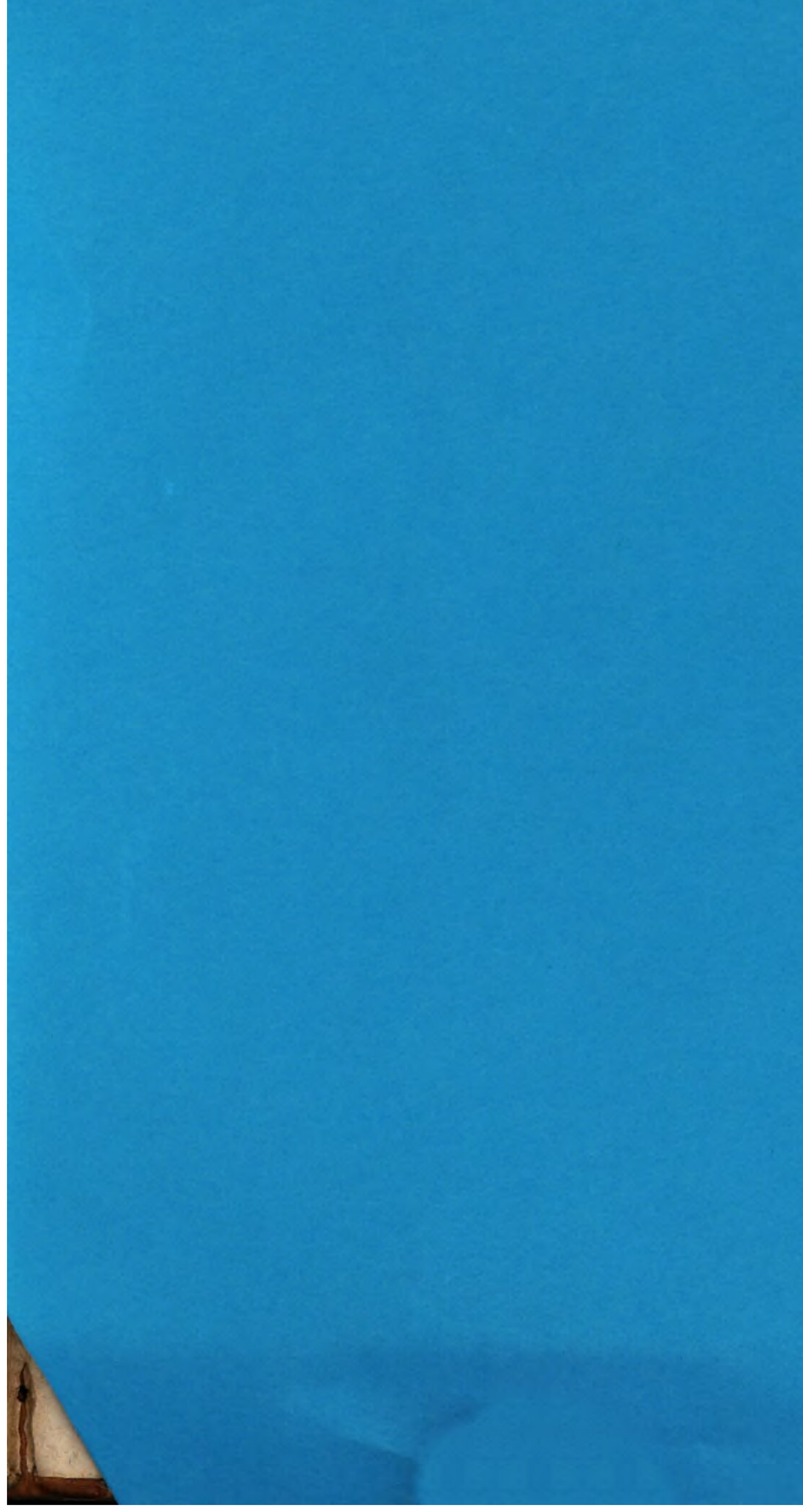
Ist es so laut, so rasch wie mancher Knabe,
Dem man so was zu gute hält:
Dann — saget selbst, ob ich wohl unrecht habe? —
Dann ist hier — die verkehrte Welt.

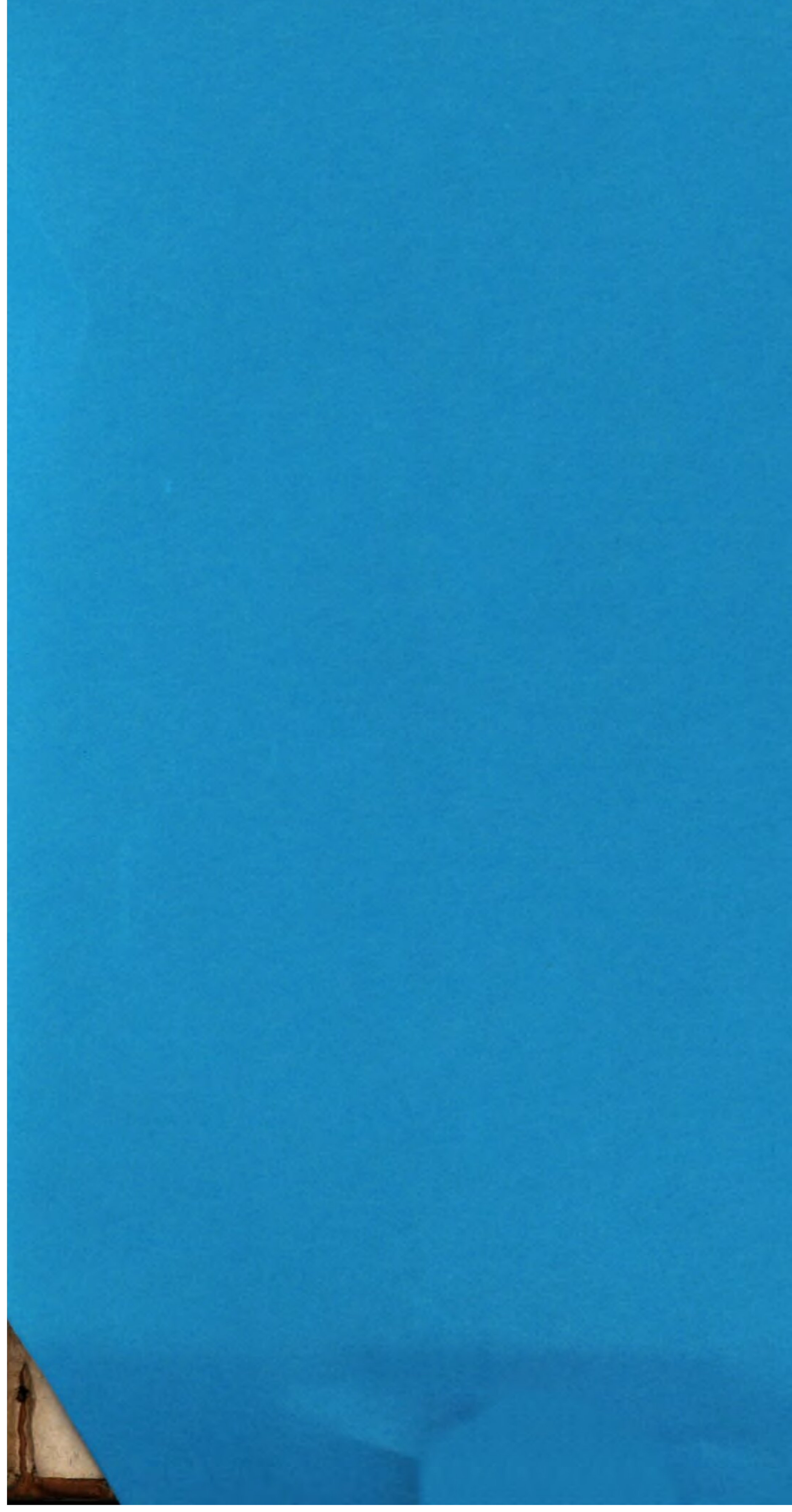
---

## An die Leser dieses Buchs.

Als eine Fortsezzung der Familie Grünthal ist so eben eine Schrift von demselben Verfasser unter dem Titel bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen. Ein Lesebuch mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet. 4 Theile 8. 1801 2 fl. 24 kr.





BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal oder Erzählungen für die zartere Jugend auch als Lesebuch in den Lehrstunden zu gebrauchen

Bd.: 2

Reutlingen (1801)
Paed.pr. 1234-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759808-4